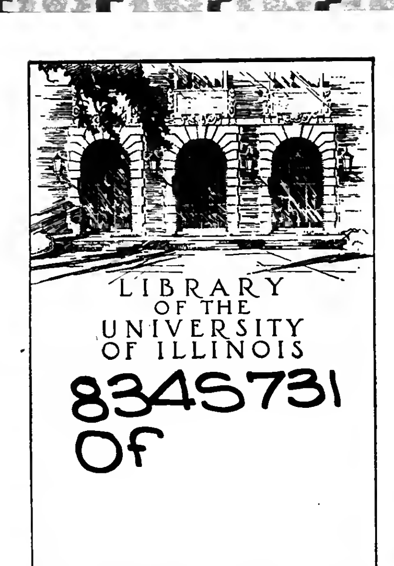
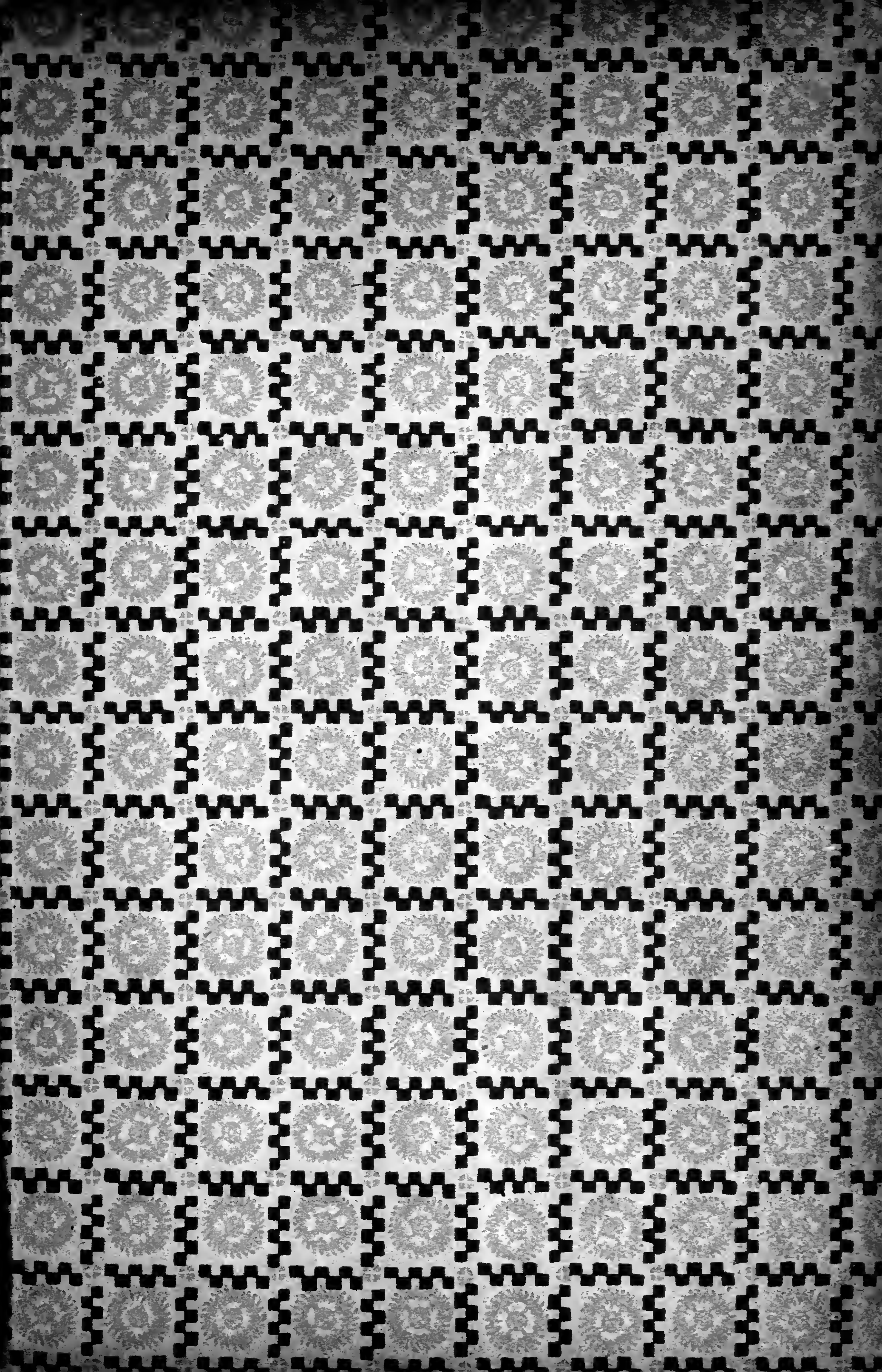
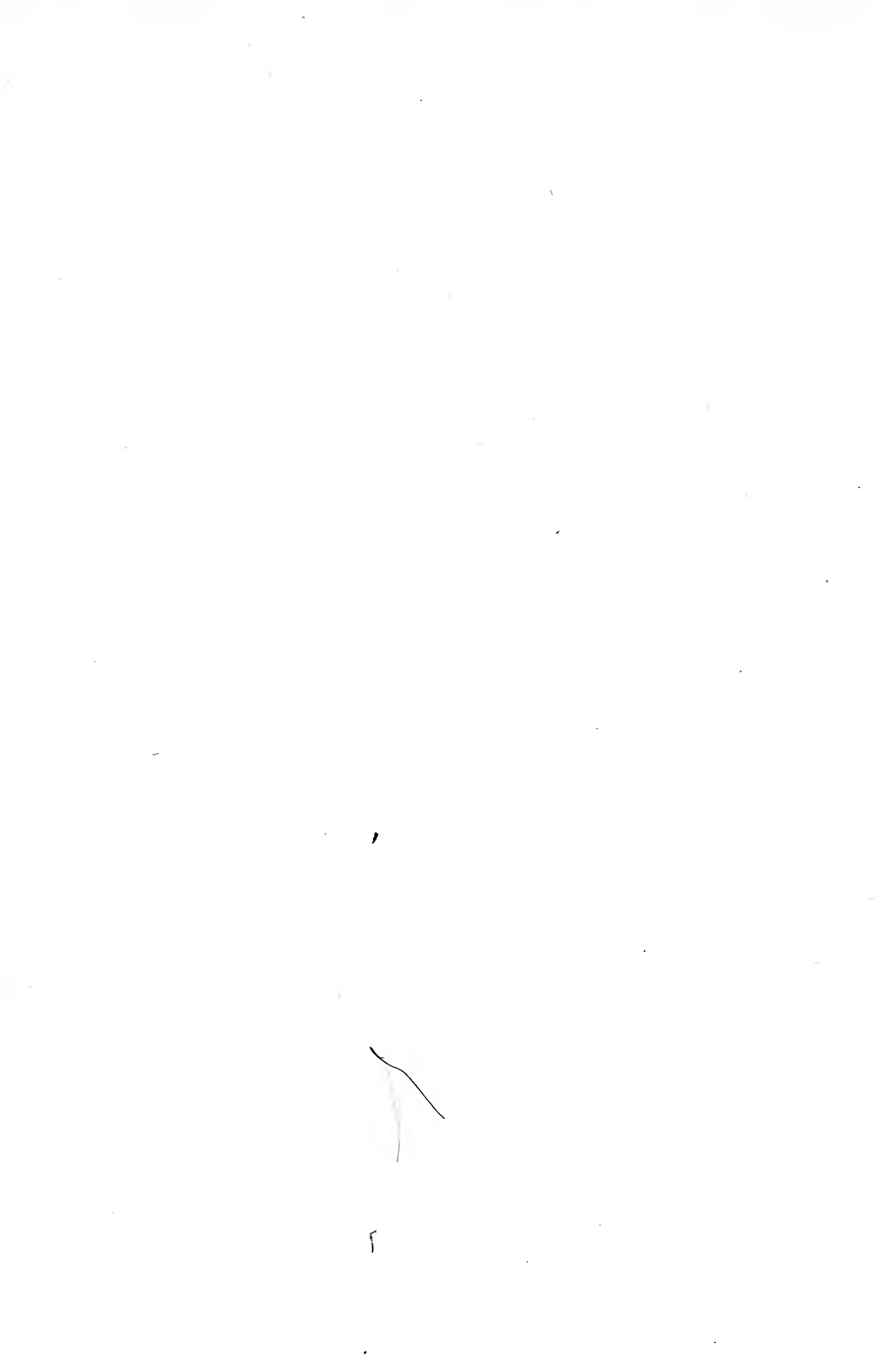






Der flammende Baum



Der flammende Baum

Neue deutsche Märchen

von

Frida Schanz

Mit Bildern von
Steiner-Prag

1 · 9 · 1 · 6

Verlag Ullstein & Co
Berlin und Wien

V o r w o r t

Noch einmal rauschten mir die alten Zauberbronnen, hoben mir Märchen um Märchen ans Licht, brachten mir Lächeln und Lachen in ein trauriges Jahr!

Ordnungen und Notwendigkeiten der Welt spiegelten sich mir in ihren kleinen Gleichnissen und Ausgleichen.

Wie wenn ein wirrer wilder Kinderschwarm sich zu Paaren stellt und in schönen Reigentänzen schreitet. — —

Auch hier bilden wieder einige der teuren Märchen meiner nun verstorbenen Mutter den Grund.

F r i d a S c h a n z

Inhalts-Verzeichnis

Die Märchen „Annele“, „Die Zahlen und die Nullen“, „Rose und Schmetterling“, „Jungfer Blütenstaub“ und „Tongeister“ sind von Pauline Schanz, der Mutter der Verfasserin

Der flammende Baum

Es irrten einmal zwei Kinder durch einen tiefen Wald.

Die frühe Winterdämmerung sank draußen über Berg und Tal, und zwischen den Stämmen breitete sich schon schauerliche Dunkelheit.

Es galt, die alte Fahrstraße im Walde zu erreichen, von der dann ein Hohlweg nach dem Dorfe ging.

Ganz nahe mußte sie doch sein! — Die Kinder waren vor ein paar Stunden von ihr ausgegangen, hatten ihre Säcke voll Zapfen gelesen und waren dann umgekehrt. Aber in der sinkenden Dunkelheit war plötzlich alles ganz verwirrt.

Unsicher und ungeduldig tappten sie sich durch den Wirrwarr der Stämme. Tastend krochen sie durchs Gestrüpp und Gebüsch.

Der Knabe, der der Führer sein wollte, schrie in seiner herrischen Art bald ein „Komm!", bald ein „Bleib!", bald ein „Hier! Hierher!", bald ein „Dort! Dort!" dem Mädchen zu.

Und sacht und sanft folgte die Kleine, ohne Vorwurf, ob der Knabe sie auch immer tiefer irreführte, über Wurzeln und Steine, in Dornen hinein.

Der laute Junge, der so sicher und trotzig tat, war im größten Bangen. Und mit Recht. Denn die Kinder hatten sich wirklich ganz und gar verlaufen, sie tappten weglos umher, immer-, immerzu. Das kleine Mädchen ängstigte sich, ohne sich's merken zu lassen, heiß um seine Eltern, die es in Sorge wußte um seinetwillen.

Sie war mit dem Jungen gelaufen, wie immer, wenn der befehlshaberische Junge sie bat. Seit sie denken konnte, war's so. Von dem ersten Lebensjahr an war sie seine Spielgefährtin. Ihre Mutter hatte als Mädchen auf der Burg gedient, als es droben noch eine Herrschaft gab, — Gerds Eltern.

Die waren nicht mehr.

In einem wilden Kriege war das Schloß geplündert, verwüstet und niedergebrannt worden, die Herrschaft gemordet.

Verwandte besaß Gerd nicht.

Mit dem früheren Kastellan, einem steinalten Mann, lebte er zusammen auf Gemeindekosten im Armenhaus.

Ob er eine Stunde früher oder später zu seiner schmalzlosen Abendsuppe und seinen Prügeln dorthin kam, darum war's ihm nicht. Ihm war's nur um das Mädchen, das er immer rauher anschrie, je mehr sie ihm leid tat, und je mehr er sich um sie sorgte.

Als die Kinder so ein paar Stunden in der Not zugebracht hatten, stachen jählings ein paar scharfglitzernde Lichtstrahlen durchs Dunkel und wurden zum gleißenden Schein, der sich rasch übermächtig stark vergrößerte. Schon nach ein paar Schritten schwamm der ganze Wald in überhellem Licht.

Und dann standen sie auch schon vor dem Kernpunkt des Leuchtens — erschauernd, gebannt.

So etwas hatten sie nie gesehen!

Mitten zwischen fransigen Tannenriesen stand auf einer moosigen Waldblöße ein winziger Baum, kaum zwei Spannen hoch, ein Tannenbäumchen, das aus sich selber Flammen trug.

Hätte es damals schon die Sitte der Weihnachtsbäume gegeben, so hätte man denken müssen, ein zauberischer Christbaum sei's. Acht Zweige hatte es. Auf jedem Zweig und auf der Spitze stand je eine starke, steile Flamme und brannte ruhig und stet mit unbeschreiblicher Flammenkraft, mit unirdischer Helle! Flammen nie gesehener Art! Je mehr die Kinder hineinblickten, je mehr jauchzten ihre Herzen. Diese Flammen brannten anders als alle Flammen von Lichten und Oellampen daheim, anders als die der größten Wachskerzen in der Kirche.

Sie strahlten wie die Sonne und alle Sterne zusammen, und doch blendeten sie nicht. Die Kinder sahen mit weitoffenen, entzückten Augen klar und ruhig in ihren Glanz.

Das kleine Mädchen war ganz bleich und hatte die Hände gefaltet. Auch dem Jungen lief ein Schauer von Andacht heiß und kalt über den Rücken. Er wagte kein Glied zu rühren. Er glaubte, Gott selbst in dem Leuchten zu sehen.

Aber das war ihm beinahe unerträglich.

Und es war ja auch Unsinn!

Mit Gewalt zerriß er's, was ihn so herrlich und himmlisch überkam.

Halb verlegen, halb voll wilder Lust senkte er den Kopf an des Mädchens Ohr und raunte flüsternd:

„Du, Maide, wir wollen den Baum ausreißen und mit nach Haus nehmen! Der leuchtet uns fein!"

Indem er die Worte sagte, empfand er tief erschrocken ihren Frevel.

Denn der flammende Baum war doch wie etwas von Gott!

Herrlicher, himmlischer noch erhob sich sein Leuchten jetzt, der Glanz verstärkte sich, und jede der wunderbaren Flammen richtete sich steil und groß auf, wie ein strenges Verbot.

Voll Entsetzen hatte auch das sanfte kleine Mädchen dem Jungen zugeschrien: „Gerd, das tust du nicht!"

Aber das alles schürte gerade des Jungen aufsässigen Sinn. Ein harter Trotz bäumte sich in ihm auf.

Er hatte viel wilde Not erlitten in seinem jungen Leben, viel Furchtbares gesehen.

Ein Trieb des Auflehnens und Zerstörens war wie ein Gift in ihm.

Was da! Solch ein winziger Baum!

Keck streckte er die Hand nach ihm aus.

Nun wichen die Flammen fast wagerecht vor seiner Berührung zurück, wie in stolzem Versagen. Das reizte ihn vollends toll. Er packte mit rauhem Griffe den Stamm.

Da faßte ihn das Mädchen mit aller Kraft seiner kleinen kräftigen Hände zwingend am Arm.

„Tu's nicht! Tu's nicht! Widerstehe!" bat sie laut voll heißer Inbrunst. Er sah sie ganz erstaunt an. Wie seltsam sie aussah! So schön! Wie überirdisch stand sie im überirdischen Glanz des Baumes. Eine andere schien sie ihm, als die er je

in ihr gesehen. Ihre mageren Zöpfchen lagen schlicht und glatt wie immer ums magere Gesicht. Ihr Jäckchen, ihr Röckchen war geflickt und alt. Aber wie fremd, wie edel sah sie dennoch aus! Wie zwangen ihn ihre schimmernden Blicke!

Er wollte sich rasch losmachen von diesen Blicken.

Aber mit einem Male faßte ihn eine heilige Angst, überkam ihn die Einsicht, daß er den flammenden Baum wirklich auf keinen Fall anrühren und schädigen dürfe, wenn er nicht das Heil seiner Seele verlieren wolle. Ein gewaltiger Kampf begann in ihm, ein Kampf, wie er nie einen gekämpft: er wollte. Wollte nicht. Wollte — — —

Es lockte ihn wie ein wilder Zauber, den wunderbaren Baum nun erst recht an sich zu reißen.

Sein besserer Wille stemmte sich — und mit festem, selbständigem Entschluß riß er sich wirklich zum Guten empor. Es kostete ihn die äußerste, alleräußerste Kraft. Er widerstand, er ließ die Hand mit jähem Ruck von dem flammenden Baum.

Das Mädchen an der Hand nehmend, ist er rasch aus dem Lichtkreis mit ihr zurück in den dunkeln Wald gegangen.

Siehe, der war nicht mehr so dunkel.

Weithin, viel weiter als vorher, leuchtete der flammende Baum.

Die beiden Kinder fanden rasch den rechten Pfad, kamen unter Abendläuten ins Dorf.

Und dieser Weg war der glücklichste, den der Junge bisher gegangen war. Es war ihm so wohl, so licht und leicht zu Sinn.

Die Kinder sprachen kein Wort. Sie führten sich nur an der Hand und waren froh, daß sie einander hatten.

Am Abend auf dem Stroh im dunkeln Armenhausstübchen hat Gerd die Sache flüsternd dem alten Kastellan erzählt. Der wachte auf aus seinem trübsinnigen Dämmern zu aufflackernder Lebendigkeit und kündete seltsame Dinge.

Er hatte einmal in ferner, ferner Zeit von den flammenden Bäumen im Walde erzählen gehört.

Sie seien Bäume des Glückes. Die sie sähen, seien Auserlesene, und jede Flamme bedeute für sie eine große Freude.

Da reute den Jungen fast sein standhafter Widerstand.

Er schien ihm weiter nichts für die Folgezeit genützt zu haben.

Gerd war und blieb nach wie vor des Dorfes unverschämtester Schlingel. Das ganze Dorf war voll davon, mit ihm sei es nicht auszuhalten. Von ihm, dem früher Bevorzugten, jetzt auf ihre Barmherzigkeit Angewiesenen erwarteten die Leute doppelte Demut. Aber der vermessenste, verwegenste Streich war dem Ausbund jetzt noch mehr als früher der liebste.

Er schlug zu, wenn man ihn schlug; er sprengte Bohlen und Riegel, wenn man ihn einsperrte; des reichsten Bauern bestes Pferd fing er sich nachts von der Koppel und jagte mit ihm in wildem Ritte durch die mondhelle Welt. Statt im Armenhaus, schlief er in den höchsten Wipfeln der höchsten Eichen, einst sogar, ohne Scheu vor dem Heiligtum, auf der Kanzel der Kirche.

Er lief hinter die Schule; — — — er lief dreimal aus der Lehre, erst vom Bäcker, dann vom Schuster, dann vom Schneider weg. Er hielt es nirgends aus.

Beim Huf- und Waffenschmied hat er es dann endlich ausgehalten.

Drei Jahre lang war er dort Lehrling und stand nun nah vorm Gesellen.

Zwanzigjährig war er damals, ein starker, muskelstraffer, zornheftiger Mensch.

Da kam er in einen Streit, der schlimmer endete als die unzähligen, durch die er sich bisher, wohl oder übel, durchgeschlagen hatte.

Die Ursache dieses Streites war Maide.

Ein frecher Mund verhöhnte das Mädchen in schamlosen Worten, weil sie es immer noch mit Gerd hielt, mit Gerd ging, wenn Gerd sie darum bat.

Ja, die Bescheidene, Sittsame, die mancher im Dorf gern zu seiner Frau gemacht hätte, war die einzige, über die gerade Gerd gebot, Gerd, der verachtetste Bursche, Gerd, der nichts galt, der nichts zu sagen hatte.

Die ganze alte Macht war's noch aus der Kinderzeit, aber auch nur bis zu genau derselben Grenze.

An der angelangt, gebot das Mädchen dem Burschen mit einem einzigen Wink ihrer Augen.

Sie hing an ihm. Sie begleitete ihn, manchesmal sogar bis ins Wilde, Gefährliche, aber auch nicht den kleinsten Schritt ins Unrecht hinein. Oft hat sie in gefährlichen Augenblicken als Warnerin vor ihm gestanden.

Dann war es wieder, als stünden sie beide nebeneinander vor dem flammenden Tannenbäumchen, wie in der Kinderzeit.

Und es reizte ihn ordentlich, sie so zu sehen! — Es reizte ihn, die Gelegenheiten herauszufordern, reizte ihn, seine wilde Natur in den Kampf mit ihrem Widerspruch zu führen und daran seine Kraft zu erproben.

Vor allem: es reizte ihn, dann in ihr Gesicht zu spähen, heimlich zu forschen, zu suchen, ob er wohl noch einmal, einmal den Ausdruck darin finden könne, den sie an jenem Abend besessen hatte. So hatte er sie nie wieder gesehen! Nur manchmal war eine Andeutung jenes Wunderbaren auf ihren bescheidenen, stillen Zügen, ein Etwas, das ihn nicht müde werden ließ, seine Blicke auf ihr ruhen zu lassen, in ihrem Gesicht zu forschen, zu lesen, zu rätseln.

Der Zusammenhalt zwischen ihr und ihm war seiner rauhen, wilden Jugend ganzes Glück. Er trug alle Verlästerungen, weil er wußte, Maide hielt doch etwas auf ihn und wisse etwas besser als alle anderen mit ihm Bescheid.

Da kam das Entsetzliche.

Im flammenden Zorn erschlug er den Burschen, der über das Mädchen und ihn ruchlose Worte gesagt hatte.

Er hatte es nicht gewollt, er hatte nicht im Traume an Mord gedacht. Sein Zorn war nur zu groß und seine Bärenkraft zu massig. Die hatte über das Maß hinaus zugeschlagen.

Ehe er sich vom Entsetzen erholte, war er eingekerkert.

Er hatte in der schwarzen Schmiede in der letzten Zeit lichte, sonnige Zukunftspläne geschmiedet. Er war nun Geselle geworden, nach harter Lehrlingsarbeit, und wollte es zum

Meister bringen, sich das Gemeinde- und Heimatrecht im Dorfe erwerben, Maide sich zum Weibe verdienen.

Und nun war alles aus! Das war nun verwirkt!

Ein mit jahrelanger Kerkerhaft Bestrafter konnte nach den alten, strengen Gesetzen der Gemeindeverfassungen und Gilden nie und nimmer ein Gewerberecht im Dorf, nie ein eigen Haus, nie einen Meisterbrief bekommen.

Sein Leben war gebrochen.

Zu Boden gedrückt vom Gefühl der Schmach und Schande, verließ er nach Jahren nach abgebüßter Haft an einem grauen Winternachmittag seine Zelle.

Er hatte Maide Botschaft schicken wollen, sie fragen lassen, ob er sie noch einmal sehen dürfe, ehe er sich irgendwo in der weiten Welt verliere. Aber er hatte es im Gefühl seiner zu tiefen Erniedrigung nicht fertig gebracht.

Heimlich und allein schlich er sich mit seinem armseligen Packen in der Dämmerung auf die Waldstraße hinaus.

Von der ersten Tanne des Hohlweges aber, durch den er auf die Straße zu kommen gedachte, winkte ihm von ferne ein weißes Tuch.

Eine ruhige, schmale Gestalt stand da unter dem schweren fransigen Gezweige.

„Maide!“ schrie der verwahrloste Bursche mit dem herzzerreißenden Aufschrei des Glückes.

Ja, sie war es, und auch sie trug ein Päckchen in der Rechten. Es war alles ganz ruhig, ganz einfach, was sie sagte.

Es sei selbstverständlich, daß er das Dorf verließe, und ebenso selbstverständlich, daß sie mit ihm gehe.

Ihre Eltern seien gestorben.

„In der Stadt, wo du dein Brot finden wirst, will ich durch Dienen auch meines suchen. Wir wollen in Ehren zueinander halten. Wir wollen ruhig warten. Wenn Gott es uns schenkt, wollen wir in späten Jahren, nachdem wir uns den nötigen Hausrat erworben, noch Mann und Weib werden."

Mit leiser, bescheidener Stimme sagte sie's.

Aber als Gerd das hörte, kam eine Liebe zu Maide über ihn, die nicht Maß und Grenzen mehr kannte. Wie ein Verhungerter und Verdursteter war er.

Wie hatte er sich nach Maide gesehnt in all den Jahren!

Nun wollte er sie an sich ziehen, das gute, treue, geliebte Mädchen, wollte ihr liebes Gesicht mit Liebkosungen und Küssen überdecken.

Nur daß Maide mit ausgestrecktem Arm und einer Gebärde wie eine zurückweichende Flamme ihn von sich wies!

Ihre Blicke allein hielten die seinen fest, streng, ernst.

Sie sprach Worte von beschwörender Gewalt.

Wenn er sie umfasse und küsse, sei alles, was sie geplant habe, aus, und sie kehre um.

Er solle widerstehen!

Er müsse widerstehen!

Er solle ihr's schwören in diesem Augenblick mit heiligem Schwur, daß er ihr nie wieder mit einem Kuß oder einer Liebkosung nahe, bis er ihr Mann sei.

Denn sie müsse nun tagelang mit ihm wandern, vielleicht nächtelang, bis sie irgendwo ein sicheres Unterkommen fänden.

Flehend und gebietend zugleich sah sie ihn an.

Und da kam der schwerste Kampf seines ganzen schweren Lebens über Gerd.

Wie liebte er Maide! Es wollte ihm das Herz zersprengen, den Sinn verwirren, so liebte er sie.

Er hätte sie nur einmal in wilder Zärtlichkeit küssen mögen, und wenn er dann hätte sterben müssen.

Tiefe, traumhafte Dämmerung herrschte.

So ganz, so ganz war sie in seiner Macht. Sein Herz schlug hammerhart. Aber er ließ die Arme sinken, aus freiem Entschluß.

Er ließ nur seine Blicke in ihren Blicken ruhn. Er siegte.

Er schwur ihr mit harter, trockener Stimme laut den Schwur. Sie gelobte sich auch ihm. Sie wollten nicht voneinander lassen, aber ihre Prüfungsjahre wollten sie bestehen, ohne Liebkosung, ohne Kuß — — —

Es schien ihnen nun alles leicht und lieb, was kommen sollte. Sie gingen tastend vom Hohlweg waldein durch den Wirrwarr der Stämme. Sie wollten auf die Straße kommen, vielleicht eine Herberge erreichen für diese erste Nacht.

Und sie verirrten sich. Gerade wie damals in ihrer Kinderzeit schien's. Sie fanden nicht aus und ein!

Sie kamen wieder tappend in Moor und Gestrüpp.

Sie tasteten sich unsicher vorwärts.

Er rief sie beim Namen, bald hierhin, bald dorthin.

Er wollte ihr Führer sein und verirrte sich immer mehr.

Die tiefe, schwarze, schauerliche Dunkelheit floß über sie.

Dann aber stach mit einem Male — o, was war das? — ein jähes Spiel von langen, gleißenden Lichtstrahlen durchs Gedränge der Stämme.

Die Strahlen wurden zum lichten, überlichten Schein. Der ganze Wald schwamm in einer Lichtflut, in strahlendem, glänzendem, überirdischem Licht.

Und ehe sie beide sich besannen, kamen sie, wie damals, zum Kerne des heute noch viel mehr überwältigenden Glanzes.

Es stand wieder eine Tanne auf einer Waldblöße, eine Tanne, die aus sich selber Flammen trug.

Kein Tännlein diesmal!

Ein hoher, herrlicher Baum, dem auf jedem Zweige eine schlanke, steile Flamme stand, leuchtend wie Sonnen- und Sternenlicht zugleich!

Ein Meer von Flammen, — Flammen himmlischen, unirdischen Scheins!

Und eine Gestalt, oder ein Schimmer einer Gestalt, stand am Stamme des Flammenbaumes in all dem zauberischen, glückseligen festlichen Gleißen.

Eine Stimme, aus der des Waldes lieblichstes Wehen und mächtigstes Rauschen klang, sprach:

„Ich bin die Seele, bin die Bewohnerin, bin das Leben dieses Baumes. Ich grüße euch. Aus dem winzigen Tännchen, das du, heftiger Knabe, ausreißen wolltest, ist nun schön und still dieser Baum geworden, euer Lebensbaum.

Ihr seid Auserwählte!

Denn euer Lebensbaum ist ein Flammenbaum, einer jener Bäume, die nur alle drei Menschenalter einmal im Walde stehen. Jede Flamme auf meinen Zweigen bedeutet euch ein unerschöpfliches Glück, eine tiefinnige, unaussprechliche Freude.

Danke Gott, du Wilder, Unbändiger, daß du dich bändigen gelernt, nicht voreilig und verfrüht das Tännchen mit seinen wenigen Flammen an dich rissest!

Neun waren es! Nun sind es neun mal neun mal neun!

Grabt euren Baum, nachdem seine Flammen, die nur einmal im Jahre sichtbar werden, verloschen sind, vorsichtig aus! Pflanzt ihn vor euer Haus!" — — —

Wir haben keins! wollten die beiden Leute mit wehmütigem Lachen sagen.

Aber die zauberische Gestalt oder der Hauch einer Gestalt war schon wieder im Stamme der Tanne verschwunden.

Der feurige Glanz verlosch bis auf einen freundlich nachzitternden Schein.

In dessen Schimmer haben die beiden mit dem bescheidenen Werkzeug, das sie in ihren Bündeln hatten, den Baum gemeinsam ausgegraben.

Behutsam und zart gingen sie seinem Gewurzel nach, tief — tief — immer tiefer — —

Als sie den letzten Spatenstich taten, stießen sie dicht unter der innersten Wurzelfaser auf eine rostige Truhe. Die hoben sie voll Staunen heraus.

Aber siehe, die Truhe trug das Wappen von Gerds Geschlecht. Ihr Inhalt war Gold, Geld, edles Gestein, Geschmeide

in Massen, nebst wichtigen Urkunden. Ein unermeßlicher Schatz!

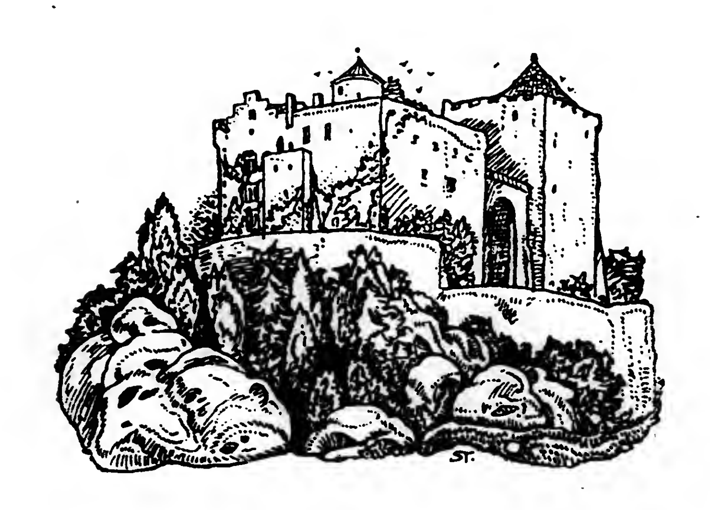
Gerd war wieder edel und sehr reich, nach den Begriffen der Welt.

Er ließ sich die Burg seiner Väter neu aufrichten. Vor ihr Tor pflanzte er die Lebenstanne. Maide wurde in Lachen und Seligkeit sein Weib.

Er hatte im flammenden Glanze des zauberischen Lichterbaumes eigentlich nur sie, nur ihr Gesicht gesehen.

Denn es war wieder die himmlische, seltsame Schönheit von damals auf ihren Zügen. Und diese Schönheit, deren edler Glanz auch nie mehr verging, durfte er nun zu allen Stunden, allen Tagen und allen Nächten sehen!

Maide war ja sein, mit Herz und Seele, ganz sein eigen!



Das Bild der Mutter

Dem Kupferschmied war seine Frau gestorben, von den zwei Töchterchen weg, die zärtlich an der Mutter hingen.

In ihren dunklen Kleidchen, die eine Nachbarin ihnen rasch zusammengeflickt, gingen die zwei Schwestern nun immer Hand in Hand, scheu aneinandergeschmiegt, ihres Weges, voll bitteren Herzeleids.

Im ganzen Dorf sprach sich's herum: so tief, wie diese Kinder, habe man noch niemals Kinder um ihre tote Mutter trauern gesehen. Die Leute wetteiferten, ihnen etwas Gutes zu tun. Ja, es gab Witwen und etwas ältere Mädchen im Ort, die ernstlich darüber nachdachten, es lohne der Mühe, Kupferschmiedin zu werden, schon um diesen feinen treuen Kindern die verstorbene Mutter zu ersetzen.

Durch Vermittlung von Nachbarinnen bot sich nach einem guten halben Jahr eine stattliche Jungfer dem Witwer vorsichtig an. Elsbette hieß sie, und sie war wirklich so übel nicht. Sie hatte ein kleines Heiratsgut, war fleißig, sauber. Vor allem: sie war berühmt wegen ihres guten Kochens.

Der stille Witwer wies den Wink durchaus nicht von der Hand. Nur, meinte er: die Hauptsache, ja das allein Ausschlaggebende in diesem Punkte, seien die Kinder.

Die Kinder hätten so zärtlich an ihrer Mutter gehangen und seien noch immer so verhärmt und so untröstlich, daß er ihnen nur dann eine zweite Mutter geben möchte, wenn sie sich selbst herzlichst eine solche wünschten.

Es wurde nun manches hin und her gesprochen, und schließlich wurde abgemacht, Elsbette solle einmal vier Wochen ins Haus des Schmiedes kommen und als Magd für ihn und seine kleinen Mädchen wirtschaften und kochen. Da war Elsbette froh und meinte, sie habe gewonnen. Die Kinder waren weiß wie die Wachslichtchen, so wenig hatte ihnen seit der Mutter Tod irgendein Bissen geschmeckt.

Nun fing die gute Elsbette an, zu backen und zu rühren, und dachte, es könne ihr nicht fehlen. Sie brachte eine Schüssel dampfender Krautklöße auf den ersten Mittagstisch — wirklich ein einziger Duft und Augenschmaus! — ein Bild für einen Maler! Und süße, lockere Heißwecken mit purpurrotem Hagebuttenguß gab es am nächsten Tag. Am Sonntag ein knuspriges, goldiges Schweinebrätchen. Und so fort. Und so fort! Vier Wochen lang jeden Tag etwas andres, eine Mahlzeit immer schöner und leckerer als die andere. Und doch dabei nichts verschwendet, sondern mit den Sachen schön hausgehalten, das mußte der aufmerksame Schmied ehrlich sagen.

Mit verlegenem Schmunzeln fragte er die Kinder nach vier Wochen unter einer väterlich kräftigen Umarmung, ob ihnen Elsbette als Mutter wohl gefiele.

„Sie kocht doch gar zu gut!“ meinte er.

„O ja, sie kocht gut.“ Das mußten die beiden kleinen stillen Mädchen zugeben. Sinnend sahen sie einander dabei an. Schüchtern erhoben sie dann die Köpfchen.

„Ganz gut.“

„Aber unsre Mutter“, meinten sie, „kochte doch viel besser!“

Da war nichts zu machen! Der Schmied war vielleicht anderer Meinung. Aber er hatte geschworen, er wollte sich nach den Kindern richten. Und die Kinder wollten nun einmal Elsbette nicht gern als zweite Mutter.

Es gab ein gewaltiges Gerede, als die Stattliche unverrichteter Sache aus dem kleinen Schmiedehaus wieder abziehen mußte.

Immer mehr anderen Mädchen und Frauen bewegte die Sache Kopf und Herz. Auf einem Gütchen in der Nähe des Orts wohnte eine schöne, etwas eitle, aber gutherzige Witwe, die bisher alle Freier lachend abgewiesen hatte. Den Kupferschmied und seine wählerischen Kinder zu gewinnen, das schien ihr aber nun auf einmal der Mühe wert. Sie verstand sich so schön und reizend anzuziehen wie keine und sah dann immer wunderhübsch aus. Das wußte sie.

In ihrem feinsten Staat, rauschend und glänzend, begann sie hie und da bei Kupferschmieds einzusehen und seinen Töchterchen mit Worten, Blicken und kleinen Geschenken schön zu tun.

Dem Manne gefiel die Muntere, Reizende, Bunte, Lachende ungemein.

Nach Monaten und Monaten einer immer wachsenden Freundschaft kam es zur Aussprache zwischen Witwer und Witwe.

Und nun fragte der Kupferschmied seine Kinder zum zweitenmal: „Wollt ihr eine zweite Mutter haben? Die Frau, die immer so schön angezogen ist, die will es wohl werden.“

„Die? Hübsch angezogen?“ Erstaunt sahen die kleinen Mädchen einander an.

„Nun ja!“ gab die eine dann so obenhin zu.

„Nun ja!“ meinte auch die andere matt.

„Es ist ja wahr!“ Bisher war es ihnen nicht aufgefallen. Aber nun mußten sie's zugestehen.

„Wirklich ganz hübsch!“

„So hübsch, wie unsere Mutter immer angezogen war, aber doch lange nicht,“ sagten sie aber sofort höchst lebhaft in erregtem Tone, wie aus einem Munde.

An ihrer Mutter Stelle wollten sie die fremde Frau auf keinen Fall!

Da mußte auch die sich zurückziehen.

Und der Ehrgeiz, den trauernden Kupferschmieds-Kindern eine zweite Mutter zu werden, ergriff nun die Frauen des ganzen Landes.

Eine Gräfin kam und bot sich an, den Kupferschmied zum Manne zu nehmen. Aber den Kindern war sie nicht fein genug.

„Unsre Mutter ist viel feiner gewesen!“ sagten sie. Der Kupferschmied wäre wohl ganz gern Graf geworden. Aber er mußte auch der Gräfin in dem zarten Seidenkleid, das von

Rosen- und Veilchenduft durchzogen war und bei jedem Schritt lieblich rauschte, den Laufpaß geben.

Andere Frauen kamen. Aber an jeder hatten die verwöhnten Kinder etwas auszusetzen. Die Fromme war ihnen doch nicht fromm genug, die Kluge nicht halb so klug wie ihre Mutter, die Lustige nicht halb so lustig.

Ein Jahr und noch ein Jahr verging. Da hörte schließlich die Frau Königin von der Sache. Der Herr König war vor Jahr und Tag gestorben, und die mächtige, prächtige Frau hätte gern noch einmal ein ganz besonderes Eheglück gehabt.

Den so heiß umworbenen Kupferschmied sich zu erringen, die Herzen seiner Töchterchen sich zu erstürmen, das weckte ihren Ehrgeiz. Erst langsam, dann immer fester und bestimmter gab sie der Sehnsucht ihres Herzens Gewähr.

Und eines Tages hielt eine goldene königliche Karosse, mit zehn Schimmeln bespannt, von Heiducken und Lakaien in goldstrotzenden Livreen bedient, im Gäßchen vor des Kupferschmieds Haus. Ueber die ausgetretene Schwelle trat huldvoll und strahlend die Königin.

Sie saß mit bei Tisch, sie schüttete ihre Gnaden nur so über den Mann und die Kinder aus.

„Ist sie nicht prächtig? Ist sie nicht herrlich? Wollt ihr sie haben zur zweiten Mutter?" fragte der Schmied zitternd und bebend vor Aufregung über das rasende Glück, das ihm widerfahren sollte, seine zwei Töchter. Denn natürlich sollte er durch seine zweite Ehe König werden über das ganze Land. —

Die Kinder mußten bejahen!

„Ungemein herrlich und prächtig!“ sagten sie. Aber wenn sie an ihre Mutter dachten — — —?

„Nein, unsre Mutter war doch viel herrlicher, viel prächtiger! Gar nicht zu vergleichen mit dieser Frau Königin.“

„Wir wollen nicht!“

„Nein, nein! Auf keinen Fall!“

Und so leid es dem Kupferschmied tat, so mußte er doch unter tiefen, verlegenen Bücklingen die Frau Königin wieder aus seinem Haus hinaus komplimentieren.

Spät abends war es geworden.

Der Vollmond schien auf das Gold der Karosse und der Pferdegeschirre und Livreen, daß sie nur so von Glanz trieften.

Bleich und groß, fast verschwimmend in Rührung über die Treue der Kinder, sah der Mond die Sache mit an.

Sein ruhiges Herz wachte auf wie nie vorher.

Eine Sehnsucht überkam ihn, so tief, so weit, so seltsam mächtig.

Was der mächtigen Erdenkönigin da nicht gelungen war, ob es nicht vielleicht ihm gelänge?

Ja, e r wollte die Mutter der Kinder sein. Als schöne, sanfte, silberglänzende Frau wollte er den Witwer freien und ihm und den Kindern sein ganzes unendliches, silbernes Schimmerreich, in dem nie ein lautes, grobes, heftiges Wort gesprochen wurde, in dem lauter Frieden, lauter Sanftheit und Wonne herrschte, zu Füßen legen.

Und er tat es.

Mit dem leisesten Schritt trat die zarteste, schönste Fee in die Hütte, das sanfteste Angesicht neigte sich über die Bettchen

der Kinder. Die weichsten, weißesten Hände boten sich dem Mann. —

Ja, diese Liebe, Leise, diese Zarte, Sanfte, die noch dazu ein silbernes Stück Himmelreich zu verschenken hatte, die sollte aber nun wirklich die Seine werden.

Er fragte die Kinder, gleich noch in derselben Nacht, so dringende Eile hatte er. —

„Na, ist die nun nicht lieb und sanft, die heut abend bei uns eingetreten ist? Sanft, wie sich Sanfteres nicht mehr denken läßt auf der weiten Welt? — — —“

Die Kinder saßen mit gefalteten Händen in ihren Betten, sahen die Mondfee an und sagten andächtig: „O ja! o ja!“ —

„N u r unsere Mutter war noch sanfter,“ rief plötzlich von einer ergreifenden Erinnerung gepackt, aus sinnendem Schweigen heraus, ganz leise das eine Mädchen.

„O, das ist wahr! Viel, viel sanfter!“ stimmte leuchtenden Blickes das zweite bei.

Und es half nichts! Die Mondfrau mußte gehen. Ganz lautlos ging sie aus der Stube, das süße, bleiche Gesicht in die silbernen Schleier tief verhüllt.

Es war über dem ganzen Himmel hin eine einzige Bewegung.

Die Sonne war kaum aus dem Bad gestiegen am nächsten Morgen, so wußte sie auch schon, was in der Nacht los gewesen war.

Glühend wallte ihr Herz auf.

Sehnend, verlangend.

Das war also ein Preis, den niemand weiter errang, dieser Preis, den Kupferschmieds-Kindern, die so hohe Anforderungen stellten, eine zweite Mutter zu werden? — So wollte sie ihn erringen!

Gut wie sie war ja keine!

Keine besaß ein wärmeres Herz!

Keine war freundlicher. Keine konnte segnen, lieben, sorgen und schaffen wie sie.

Keine im ganzen Weltall war so schön, so wunderschön.

Und sie kleidete sich in ihr herrlichstes Gold, in ihren funkelndsten Schmuck, in all ihre Rubinen, Topase, Brillanten, sie setzte ihr leuchtendstes Mutterlächeln auf und trat am vollen Mittag als die erste Frau der Welt über die Schwelle der Kupferschmiede, in der es wie in einem Schatzhaus zu funkeln begann. Mit einem siegenden herzbezwingenden Blick, einem segnenden Lächeln freite sie um den Witwer.

Der Mann sprang auf und streckte ihr wie trunken vor Glück seine Arme entgegen.

„Ist die euch nun recht?" schrie er triumphierend seine beiden Kinder an, „ist die euch nun endlich gut und schön genug zur zweiten Mutter?"

Die Kinder standen erschrocken, tiefernst, totenblaß, obgleich sie eigentlich schon wieder zarte rosa Backen bekommen hatten im Laufe der Jahre.

„Sie ist freilich gut! Sie ist freilich schön!" sagten sie zitternd, in heißer Angst und Verlegenheit.

„Aber unsere Mutter," platzte das eine Kind heraus, „aber unsere Mutter," setzte das andere laut aufweinend hinzu.

„Unsere Mutter war tausendmal schöner! Unsere Mutter war tausendmal besser!“ Hell und laut riefen sie die letzten Worte heraus, einstimmig, wie aus einem Mund.

Voll brennendem Weh ist die Sonne von dannen geeilt. Glühend und alles, was sie sah, verdorrend, eilte sie fort und fort.

Ihr unbändiger Schmerz wandelte sich bald in maßlosen Zorn und Grimm.

Sie schlug mit der von Diamantringen glitzernden Faust prallend auf den härtesten Felsstein und schrie:

„Da wollen wir doch jetzt endlich einmal dahinter leuchten! Das will ich doch einmal an den Tag bringen, was diese Mutter eigentlich in Wahrheit für eine Mutter war! Schöner und besser als ich? — Tausendmal schöner? — Das kann einfach nicht stimmen! Ich will in alle Herzen und alle Erinnerungen leuchten und ein ungeschminktes, wahrheitsgetreues Bild von ihr beschaffen.“

Das tat sie auch.

Und sie brachte es auch wirklich sonnenklar an den Tag, wie sich die Sache in Wahrheit verhalten hatte. Sie ließ ein Bild der Gestorbenen anfertigen. Und als sie dies Bild bekam, kannte ihr Triumph keine Grenzen.

Das bescheidene kleine Bildnis stellte die Verstorbene zu ihren Lebzeiten mit ihren beiden Töchtern dar.

Zwischen den schlanken kleinen Mädchen saß ein ärmliches Weibchen, klein, mager, schon ältlich und etwas verwachsen. So sei es gewesen, hatte die Sonne herausgebracht. —

Der Kupferschmied, ein schöner, schmucker, braver Bursch, hatte das kränkliche Mädchen, das keiner sonst wollte, gefreit, — weil er sie als brav erkannt und ihre tiefe Liebe zu ihm durchschaut, auch weil sie ein paar hundert Taler Heiratsgut hatte. Aber das, da die Sonne der Wahrheit des Vernommenen die volle Ehre geben wollte, — nur nebenbei.

Bescheiden, still, ängstlich und sehr, sehr einfach sei die Frau gewesen. Beschämt und gedrückt ob ihrer Mängel und ganz gedemütigt in ihrem Frauen- und Mutterglück. So demütig saß sie nun auch da auf dem besagten Bild.

Die Sonne wußte sich vor Lust nicht zu lassen. Sie funkelte und lachte und tanzte fast, als sie das alles sah und das alles erfuhr.

Sie wollte sich eben hoch und herrlich aufrichten, um das Bild aller Welt zu zeigen.

Da blickte sie es noch einmal ganz scharf an.

Und da sah sie etwas, was sie vorher nicht gesehen hatte.

Da sah sie die Blicke, mit denen die kleinen Mädchen an dem Angesicht der Mutter hingen.

Eine Bewunderung, eine Zärtlichkeit, eine Vergötterung und Liebe, wie selbst sie, die Sonne, sie noch nie erfahren hatte, sprach aus den Kindergesichtchen.

Und die Hände der Mutter hielten die Hände der Kinder auch so innig fest, wie die Sonne noch nichts umfaßt hatte.

Das Gesicht der Mutter strahlte von Dank und heimlichem Glück, wundersam. Immer himmlischer erschien es, je mehr die Sonne es ansah. — Immer schöner!

Da war nichts zu machen!

Die Sonne ließ das Bild ins Meer fallen. Und ihr Sonnenherz verbrannte ihr fast vor Enttäuschung und sehnsüchtigem Weh in dieser Stunde.

Den dichtesten, dunkelsten Wolkenschleier zog sie sich ums Haupt. Und aus diesem tropften und fluteten in Mengen viele Tage lang die schimmernden Tränen. — — —



Das Wasser der Kraft

Das Dorf war arm. — Es lag mit seinen paar Dutzend zerfallener Häuser, seinen mageren, kleinen Feldern, seinen wenigen Obstbäumen und seiner uralten grauen Kirche zwar in einer breiten Bergmulde, die die freieste Ueberschau bot über eine ganze Welt von Hügeln und Tälern bis in die weiteste blaue Ferne, ja bis zu einem glitzernden Randstreifen des Meeres.

Aber diese schöne Aussicht war auch sein einziger Reichtum. Und vor lauter Arbeit, Sorge und Mühe hatten die Leute selten Zeit, sich ihrer so recht zu erfreuen.

Der einzige, der Zeit hatte, war Carol, des Dorfes unglücklichster Bub.

Carol war einer armen Witwe Sohn.

Im fernen Bergwerk, wohin die Männer wochenweise zur Arbeit gingen, während die Weiber und größeren Kinder daheim die steinigen Felder bestellten oder spannen und woben, war der Vater verschüttet worden.

Carol hatte ihn gar nicht gekannt.

Er war am Tage von des Vaters Tod zur Welt gekommen — ach, ein unseliges Trostgeschenk für die Frau, die den starken, schönen Mann, den Vater ihrer Kinder — nun sieben — dahingegeben hatte!

Ein Jammerkind, in jeder Bedeutung des Wortes ein Jammerkind, war dieser siebente.

Jammer begrüßte ihn. Und er war zum Bejammern.

Es war, als hätte der Schöpfer beim Bau seines Körperchens ganz die Knochen vergessen. Schlapp und schlaff, ohne Halt und Kraft, waren seine Glieder.

Und so blieb es.

Die Nachbarn der Witwe meinten zwar nach dem ersten Jahr, im zweiten werde sich's geben.

Und vom zweiten vertrösteten sie sie auf das dritte.

Aber es gab sich nicht.

Nun war Carol schon acht Jahre alt, und seine armen Hände hatten noch keinen Gegenstand zu erfassen, seine Füße noch nicht die Erde zu berühren vermocht.

Er lag im Bette oder in Kissen gepackt in seinem Holzwägelchen. In dem wurde er von den Geschwistern mit hinausgefahren, wenn sie Steine auf den kleinen Aeckern lasen oder wenn sie jäteten, pflanzten, säten, sichelten oder banden.

Oder wenn sie spielten! — Was aber selten genug geschah. — Leider! —

Denn die riesige, steinige Bergmulde war ein Spielgebiet ohnegleichen.

Eine größere Mannigfaltigkeit der Bodengestaltung, ein größerer Reichtum an Schluchten, Höhlen und Klüften, an ver-

streutem, großem und kleinem Gestein, an Stufen und Terrassen und Hohlwegen läßt sich gar nicht ausdenken.

Jedes Kind konnte seine eigene weite Bergterrasse als Reich haben, jedes Kind seine ragende Felsklippe als Königsburg, so viel der Terrassen, so viele der verstreuten, steilragenden Klippen gab es im breiten, sonnenheißen Tal.

Das war dann ein Verstecken und Jagen, ein Rufen und Kämpfen voll glühender Lust.

Der Junge im Wägelchen, das sieche Bürschchen ohne Kraft und Beweglichkeit, fühlte den Spielenden ihre Spielwonne voll glühender Sehnsucht, wenn auch gönnend, nach.

Daß es so tief und heiß fühlte, daß es sein Unglück so schwer empfand, das machte dieses Unglück so groß.

Um das Spiel war's ihm nur halb. Um die Arbeit verzehrte er sich fast.

Seine Seele war nicht schlaff und matt, sondern stark, kräftig und gerade.

Er wäre gern der Tüchtigste von allen gewesen, nur um recht viel zu schaffen, zu helfen, die Last der anderen zu mindern.

Nun konnte er nichts tun als höchstens einmal auf ein paar Ziegen und Schafe Obacht geben, die in seiner Nähe magere Weide suchten, während die Geschwister die anderen Tiere höher hinaufführten ins weite und doch so nahrungsarme Steingebiet.

Höchstens einmal die Gefahr erspähen, laut rufen konnte er, wenn etwa ein Raubvogel verdächtig niedrig seine Kreise zog.

An einem Sommertage hatten drei oder vier von den Kindern der Witwe, zu den anderen Dorfkindern gesellt, wieder einmal die Ziegen ins zerklüftete, mit magerem Gebüsch durchsetzte Gestein des oberen Tales zur Weide getrieben.

Und Carol war in seinem Wägelchen auch wieder mitgenommen worden.

Da zog sich, nur von seinem Warnrufe den anderen angekündigt, und ehe es einer der anderen richtig hatte kommen sehen, ein dunkles Unwetter über der Steinwildnis zusammen.

Vom rasenden Sturme gejagt, vom Regen wie mit harten Bandstreifen gepeitscht, ja schließlich wie mit Mulden überschüttet, von Blitz und Donner wild geschreckt, trieben die Dorfkinder, mehr fliegend als laufend, die kleine Herde zu Tal.

Carols Wägelchen hatten die Geschwister zum Schutze gegen die Wetterwut, und weil sie es beim besten Willen im rasenden Laufe nicht mit sich nehmen konnten, in einen kleinen natürlichen Schuppen, eine zum Stehen und Gehen zu niedere, aber für das Fahrzeug gerade genügend hohe Höhle zwischen dem Steingeröll geschoben.

Da lag nun der arme Kerl, hilflos, allein, im tiefen Dunkel, wie ausgestoßen.

Draußen tobte die Wildwetterwut.

Carol hatte keine Ahnung, wie viele Stunden er lag.

Trotz aller Geduld schien es ihm sehr lange.

Eine dumpfe Angst, ob die Geschwister sich die Stelle wohl auch richtig gemerkt haben würden, kam in ihm auf.

Furchtbar wie nie empfand er seine Hilflosigkeit.

Sein ganzes tiefes Elend weinte sich einmal, zum ersten, einzigen Mal in leidenschaftlichem Schluchzen aus.

Und Stunde auf Stunde verging.

Die Angst wuchs. Niemand kam.

Ja, ganz bestimmt hatten sie seinen Zufluchtsort vergessen!

Er fühlte nun auch nagenden Hunger. Und vor allem brennenden Durst!

Ganz dunkel und seltsam kam da plötzlich die Empfindung von irgendetwas Erquickendem, Feuchtem, das in seiner Nähe sein mußte, über ihn. Er hob den Kopf gleich einem witternden Reh. Noch deutlicher empfand er da die Nähe von Nässe.

In diesem Augenblick leuchtete draußen ein so scharfgreller Blitz, daß sich die Höhle für einen Bruchteil eines Augenblicks matt erhellte.

Und er sah —

Wasser, Wasser füllte den Raum —

Ein großes, gefülltes Becken mußte es sein, an dessen Rand sein kleiner Wagen stand — ein Teich — ein See.

Mit äußerster Anstrengung richtete Carol den Oberkörper auf, um zu fühlen und zu tasten. Er ließ den schlaffen rechten Arm über den Wagenrand fallen. In diesem Augenblick tauchte der Zeigefinger seiner herabhängenden rechten Hand in die Flut.

Mit einem furchtbaren Schrei aber zog er ihn zurück.

Schmerz zerriß ihn, wie er ihn nie geahnt, Schmerz, für den es keine Worte gibt. Nicht nur sein Finger, sondern seine ganze Hand brannte, wie in geschmolzenes, glühendes Eisen getaucht.



Sein Bewußtsein schwand.

Z u grauenhaft, z u entsetzlich war der Schmerz.

Todesdunkel neigte sich über ihn und schloß ihm den schreienden Mund.

Noch in tiefer Ohnmacht haben die Geschwister nach Stunden den Bruder gefunden.

Er lag wie tot.

Für tot haben sie ihn nach Hause gefahren.

Dort wachte er auf.

Aber er lag wochenlang in heftigem Fieber. Bei der Erinnerung an das Erlebte schüttelte sich sein Körper vor Grausen. In seinen Fieberträumen jammerte er immer wild, wild über seine verbrannte Hand, an der aber in Wirklichkeit nicht das geringste zu sehen war.

Aber das Fieber mit seinen Phantasien ging vorbei. Es kam ein langes, feines Gesunden.

Und — was war nur das?

Ein Gefühl von Frühling, ein Geruch wie der von feuchter, kräftiger Erde und Veilchenduft durchzuckte ihn oft.

Seltsam hoffnungsfroh wachte er früh oft auf! Es war ihm beinahe, als ob er aufstehen könnte. Eines Tages fand die Mutter, die ihn wusch und umbettete, seine Glieder seien fester.

Da kam ein jubelndes Hoffen über ihn. Täglich, stündlich probierte er seine Kraft. Und er spürte richtig, daß sie stündlich wuchs.

Er probierte, Dinge fest anzufassen, sich auf die Füße zu stellen.

Es ging beinah.

Eines Tages ging es wirklich. O Jubel! O Jubel! Ehe ein Vierteljahr vergangen war, konnte er den Löffel selber halten, konnte er den Griffel führen, konnte er ein paar kleine Handreichungen leisten, ein paar Schritte gehen.

Fröhlicher, seliger als Carol in seinem neuen, zarten Kraftgefühl war wohl kein Kind landein, landaus.

Er glaubte, nun werde es so weitergehen, er werde immer rüstiger, immer tüchtiger werden, ein brauchbarer, treuer Gehilfe seiner armen Mutter.

Aber so war es doch nicht.

Seine Kraft war unendlich zart. Sein schmales Gesicht mit den leuchtenden Augen blieb sehr weiß und so fein wie Wachs, seine Gestalt sehr zart, seine Hände wurden wohl geschickt, aber Lasten konnten sie niemals heben.

Und das ganze Tagewerk aller Menschen im Tal war eigentlich in der Hauptsache das Tragen schwerer Last. Aus ein paar spärlich rieselnden Brünnchen und aus tiefen Becken, in denen sich das Regenwasser sammelte, mußte in Kesseln und Kübeln das kostbare Naß, an dem das Tal so arm war, in die Häuser getragen werden.

Immer wieder mußte man Steine von den Aeckern lesen. Das bißchen Erdreich mußte man weit herbeiholen. Weither holten die Frauen und großen Kinder die Wolle zum Spinnen. Weithin trugen sie das Gespinst, Brot und Getreide schleppten sie ein — und wieder trugen sie den Männern das sorglich und sparsam zubereitete Essen in die Bergwerkstadt.

All diese Mühsal sah Carol immer schärfer mit immer wacheren Augen — weil sie ihm nämlich in der Gestalt seiner zärtlich geliebten Mutter so greifbar vor Augen stand. Seine einst so schlanke, schöne Mutter war so müd. Jeder ihrer Bewegungen sah man das an. Sie hatte geschafft und getragen, was sie konnte, in all den Jahren. Und konnte nun kaum mehr.

Carol erhaschte oft einen Ausdruck auf ihrem lieben, geduldigen Gesicht — immer in dem Moment, als sie sich anschickte, den schweren Korb mit der versponnenen Wolle und allerlei Essen für Männer im Bergwerk auf den Rücken zu heben, einen Ausdruck, der ihm das Herz im Leibe umdrehte, so weh tat er ihm.

Er beobachtete scharf, wie die Mutter sich beherrschte, wie sie sich zusammennahm, um ihren Kindern ein frohes Gesicht zu zeigen.

Sie empfand es, wie er es nun auch hellsehend empfand: es war zu viel, war immer zu viel gewesen, und sie konnte nun wirklich fast nicht mehr.

Wohl halfen ihr die Großen. Aber die großen Esser brauchten auch so viel. Und noch war keins groß genug, um allein in der weiten Welt sein Brot zu suchen. — Einer war da, der aß, ja aß mit dem heißen Hunger einer starken, drängenden Genesungskraft, die noch immer größere Stärke verlangte. — Und es half nichts. — So wenig doch, daß es gleich war wie nichts. —

Du armer kleiner Carol! Schluchzest du nun wieder die Nächte lang heimlich ins Kissen? Sinnst und grübelst dich müde?

Ja, immer, immer sann er. Wo er ging und stand, zerbrach er sich den Kopf, wie er's machen sollte, daß seine Kräfte noch wüchsen.

Er hatte einst den mit den Wollgebinden vollgehäuften Tragkorb seiner Mutter zu heben versucht.

Da kam er sich vor wie ein kleiner Schmetterling, der einen Stein hätte bewegen wollen, so gering war seine Kraft gegen die Schwere des Korbes!

Und diesen Korb trug die feine, hagere Mutter stundenlang über den steinigen, auf und nieder gehenden Weg am Bergabhange!

Carol lag in der Steinöde zwischen Dornen und Gestrüpp und ballte zornig die Hände und gab sich dem ihn wild schüttelnden, wehen Schmerz rückhaltlos, leidenschaftlich hin.

Und saß dann lange still, ganz still. Und sann und sann. Groß und klar waren seine bergblauen Augen geweitet.

Ein Gedankenweg hatte sich ihm aufgetan.

Nie hatte er einem Menschen von seinem Erlebnis in jener Berghöhle zu sprechen vermocht. Nein, nicht zu denken vermochte er an jenen Augenblick übermenschlicher Schmerzen.

Aber ganz leise hatte es ihn schon manchmal angerührt; ein ahnendes, ganz scheues Empfinden, als sei zwischen jenem unheimlich grausigen Schmerzmoment und seiner darauffolgenden Genesung, der Erlangung jener kleinen zarten Bewegungskraft, die er nun besaß, irgendein geheimnisvoller Zusammenhang vorhanden.

Er hatte nie klar darüber nachdenken wollen. Aber nun hielt er den Gedanken fest, zäher, immer zäher.

Wenn es wirklich so wäre?

Wenn der höllenheiße, nicht auszuhaltende Schmerz von damals ihm durch die Fieberkrankheit hindurch seine nun vorhandene Kraft gebracht hätte? —

Er fing an, sich zu prüfen.

Ob er, um mehr Kraft zu erlangen, wohl imstande sei, noch einmal jene Feuerqual zu erdulden? Ja, noch mehr von ihr? Ein maßloses Entsetzen verbot ihm zunächst, dem Gedanken weiter nachzugehen. Aber tapfer nahm er ihn wieder auf. Immer von neuem faßte er ihn klar ins Auge.

Es galt einen Versuch.

Voll Angst, daß ein anderer jenes Wasser der Qual zufällig finden und berühren könnte, hatte er in der ganzen, seiner Genesung folgenden Zeit Steinchen um Steinchen zusammengetragen und vor dem Eingang jener Höhle aufgehäuft, so hoch, daß niemand mehr den kleinen Schuppen hätte zu finden vermögen.

Er hatte nun seinen Entschluß gefaßt. Er brachte den Eingang der Höhle zutage und kroch gebückt in sie hinein.

Der See war richtig da; Carol hatte sich einen Feuerstein mitgenommen und hatte einen Bund dürrer Zweige entzündet, um genau zu sehen, wo er sich befand.

Scharfblau, azurklar, blau wie ein Blitzlicht, blau wie allerblauestes Edelgestein lag das Wasser zwischen feuchten, kuppelrund gewölbten Felsenwänden. Eine herzhafte Frische und Kälte schien von ihm auszugehen.

Genau so hatte es ihn damals angehaucht.

Aber die Erinnerung an damals, an die Feuerqual, die in dem kühl scheinenden Wasser schlief, überfiel Carol nun wieder mit furchtbarer Gewalt.

Wie eine laute, wilde Warnung drängte es ihn fort zur Flucht, aber sein Mut und Wille überherrschte die Warnungsstimme. Er kniete nieder und tauchte mit klarer Entschlossenheit nicht nur den Finger, sondern die ganze rechte Hand in das funkelnde Becken.

Da fiel der Schmerz aller Schmerzen, der Brand aller Brände wieder mit mark- und beinzerrüttender Gewalt über ihn her. Er hielt die Qual einen Bruchteil einer Sekunde mit Bewußtsein aus. Nicht nur seine Hand, sondern sein ganzer Arm schien in geschmolzenem, glühendem Eisen zu vergehen.

Leblos sank er am Rande des Beckens auf den Boden hin.

Niemand kam diesmal auf den Gedanken, am rechten Ort nach Carol zu forschen. Er blieb tagelang verschwunden, mit Angst und Qual von den Seinen gesucht.

In diesen Tagen machte er, in der Höhle liegend, aus starrer Ohnmacht erwacht, einen noch viel schwereren Fieberzustand durch, als jener erste gewesen war, einen Zustand des Halbbewußtseins, der aber, als er sich eines Morgens, noch halb im Traum, schwankend und wankend zum Tal hinuntertappte, in ein sturmstarkes, jauchzendes Gefühl von Kraft und Genesung überging.

Er sank in die Knie vor überströmendem Gefühl. Das Ueberstandene durchzuckte ihn noch mit Entsetzen. Aber sein

ganzes Inneres war doch voll von Dank, voll vom Gefühl einer ungeheuer herrlichen Erlösung.

Blaß und leuchtend wie ein Auferstandener trat der Verlorengeglaubte mit der aufgehenden Morgensonne in die Hütte.

Aufrecht und stämmig stand er da. Gewachsen war er, groß war er, schön.

Und er schloß Mutter und Geschwister lachend in die Arme, in kräftige, muskelstarke Arme.

Dann ging er an die Arbeit.

Jauchzend genoß er das Glück des Schaffens, schöner, reicher, als er es nur von fern geahnt. Kein Ueberschuß an Kraft war in ihm, nicht Spiel war ihm das Schwere. Starkes Wollen und äußerstes Können hielten sich gerade das Gleichgewicht.

Die volle, natürliche Kraft eines starken Jungen seines Alters war mit dem Vergnügen eines Kindes gepaart, dem alles dies noch neu und ein himmlisches Geschenk ist.

Und ausdauernder Fleiß hob mehr und mehr die nachgeschenkten Kräfte. „Ich kann!" O Wonne aller Wonnen, die dieses Wort für ihn enthielt. Er konnte die alten schweren Kupferkessel von dem weitentfernten Brunnen und Wasserbecken nach Hause tragen. Er konnte mit den störrischen Ziegen fertig werden, konnte hacken und graben, konnte Holz aus dem Buschwäldchen holen, breite, schwere Traglasten. Er konnte Steine tragen, er konnte, o höchstes Glück, der Mutter Tragkorb tragen, den schmerzhaft schweren Korb.

Die Mutter und er teilten sich nun in die Last.

O diese Gänge mit der Mutter!

Ein heimlicher Festzauber war über ihnen.

Immer schon hatten diese Mutter und dieser Sohn besonders lieb zueinander gehört.

Die Mutter hatte sich die Hände fast zerrungen, die Füße richtig blutig gelaufen nach dem verschwundenen Sohn.

Nun hatte sie ihn wieder! so wieder!

Und eine glückszarte Geheimniskraft zwischen ihnen verbot ihr, viel zu fragen und zu forschen.

In den Augen ihres Jungen war oft, nur für ihren Mutterblick erkennbar, etwas von fremder Hoheit, von erhabenem Ernst, etwas, was sonst nur dem erwachsenen Menschen durch allertiefstes Leiden und den Sieg über das Leiden zu eigen wird. Daneben aber stand so viel traute herzige Munterkeit, so viel Bubenlachen und Bubenlust!

Und daran kann sich eine liebende Mutter, noch dazu eine, von der eben eine ihrer drückendsten Sorgen abgefallen ist, schon halten und laben!

Als seien sie jetzt erst so ganz bekannt und vertraut geworden, plauderten und schwatzten die beiden auf ihren langen, sonnenübergossenen, steinigen Wegen, auf denen bald die Frau, bald der Knabe die größere Last trug; sie hatten den Inhalt des einen Korbes geteilt, aber weil die Mutter jetzt mehr arbeiten konnte, wurden doch beide Körbe wieder überschwer.

Sie, die so selten Zeit gehabt hatten, miteinander zu reden, schwätzten nun gemütlich von den anderen Geschwistern, von

kleinen und großen Sorgen und Freuden; sie genossen beim Wandern und Plaudern den zauberhaften Ausblick vom steinigen Bergsteig in die weite, weite Welt.

Sie sprachen vom Nahen und Fernen, und einmal fragte Carol seine Mutter, wie es denn eigentlich käme, daß da draußen, so weit man sähe, die Fluren so üppig grün und rosa und golden lägen von Wieswuchs und blühender Hirse und Mais und Korn. Und ihr Tal dagegen so starr, so leer, so steinern und arm. Und dann weiter: warum denn die paar Menschen trotzdem so treu an diesem Tale hingen, warum sie nicht auswanderten in die grünen und goldenen Felder und zwischen ihnen ihre Häuser bauten?

Die Mutter erzählte darauf lang und viel.

Sie holte die ältesten Kunden und Sagen ihrer Eltern und Voreltern aus der Erinnerung herauf und berichtete folgendes:

Die steinige Talmulde sei einst vor sehr alten Zeiten überreich gesegnet und überaus fruchtbar gewesen. Ein Strom sei breit und voll in silbernen Wasserfällen von der Höhe herniedergerauscht und drunten im ruhigen Bett in schwerer Breite gemächlich durch das hügelige Land dem Meere zugeströmt. Reiche Fülle von Saft und Kraft habe er durch die Landschaft verbreitet; grüne Matten, bunte Wiesen, schwere Felder, Obsthaine und Schattenwald hätten die ganze Talbreite gefüllt. Stattliche Dörfer überall. Stolz wie Schlösser hätten die bäuerischen Anwesen geprangt. Aber das sei alles durch eine Steinlawine, die sich von einem der hohen Gipfel droben losgelöst hatte, überschüttet worden. Häuser, Felder, Vieh, auch viele Menschen-

leben hätte die im Falle millionenfach zerstückelte Steinmasse begraben.

Das Schlimmste: sie hätte dem Tale den Strom genommen.

Vom Tage des Lawinenfalls an war das Wasser versiegt. Spurlos sei der mächtige Strom verschwunden und mit ihm Fruchtbarkeit und Frische, Reichtum und Kraft.

Die Matten seien, soweit die Steine sie nicht überdeckt hätten, verdorrt und verlechzt, die Bäume abgestorben, die Felder zu Steingeröllen ausgedorrt.

„Und als der Reichtum hin war," sagte die Mutter, „sind die Menschen fortgezogen. Verkommen ist das ganze Land. Nur die paar, die an die Quelle unterm Stein und an das Wasser der Kraft und der Schmerzen glaubten, die sind geblieben. Von ihnen stammen wir alle ab, und trotz aller Müh und Not können wir uns von der Scholle unserer Väter je länger je unmöglicher trennen."

Das Wasser der Schmerzen! Das Wasser der Kraft!"

Mit heißfragenden Augen hing Carol an der Mutter Gesicht.

„Was ist das? Was sagst du da? Was ist's mit dem Quell unterm Stein, mit dem Wasser der Schmerzen und der Kraft?"

Die Mutter erzählte:

„Das ist eine uralte Weissagung. Nachdem man die Steinwüste Jahr um Jahr vergeblich nach der Stromquelle abgesucht habe, soll ein blinder Seher vor seinem Ende verkündet haben: „Der Quell des Stromes liege tausend Schritte bergauf über dem Quell der Schmerzen unter dem Steine der Unmöglichkeit.

Wer aber seinen Körper in dem See der Schmerzen bade, der werde die Unmöglichkeit bezwingen und dem Tale Heil und Fülle wiedergeben."

Als müsse ihm das Herz zerspringen vor stürmender Gewalt, so war es Carol, als er diese Worte vernahm.

Keiner, hatte die Mutter noch gesagt, hätte die Weissagung bisher recht verstehen können.

Er verstand sie!

Tiefstes Zagen, höchstes Wagen kämpften einen verzweifelten Kampf in ihm. Aber bald siegte der gewaltige Mut.

Carol ist am nächsten Morgen festen Willens und Wissens ins Steingeröll hinaufgewandert.

Er zählte vom Eingang zum See der Schmerzen, den nur er allein kannte, tausend Schritt und kam an einen Felsblock, der so groß war, daß der hochgewachsene Knabe wie ein Zwerg danebenstand.

Aber der Zwerg hatte den Willen, es mit der Unmöglichkeit aufzunehmen.

Und so ist es dann gekommen:

Mit höchstem Menschenmut ist Carol in den See der Schmerzen hineingetaucht.

Es war, als ob nicht nur sein Körper, sondern auch seine Seele verbrenne für alle Ewigkeit, so übermenschlich war die Qual.

Der See hob ihn nach einigen Sekunden leblos ans Ufer.

Dort lag er etwas über ein Stündelein in traumlosem Schlaf.

Dann erhob er sich, ein von den Kräften der tiefsten Wunder dieser Welt Durchtränkter.

Groß und mächtig wie ein junger Recke stieg der zwölfjährige Carol vom See der Schmerzen die tausend Schritte zum Stein der Unmöglichkeit hinan.

Dreimal setzte er an, um den Stein fortzubewegen.

Beim erstenmal erzitterte der Stein leise; beim zweitenmal bewegte sich der Stein; beim drittenmal wankte er und rollte dann etwa tausend Schritte gerade über die nächste Bergstufe hinweg, wo er, den Eingang zum See der Schmerzen fest verschließend, unbeweglich liegen blieb.

Das war ein schallendes Jauchzen aus allen Hütten, aus allen Herzen, aus allen Kehlen, als der seit Jahrhunderten versiegte Strom mit Rauschen und Brausen zu Tale in sein altes verlassenes Bett brach.

Es stäubten die Fälle. Es schwoll die schwere, silberne Wassermacht.

Erquickende Frische, erlösender Schwall!

Nicht möglich ist es, den Jubel der armen Enterbten zu schildern. Sie sollen wie toll gewesen sein, sie sollen gejubelt, getanzt, gejodelt, gelacht, geschrillt, gefeiert haben bis in die späte Nacht.

Aber wie der wilde Strom sein altes Bett, fanden sie auch bald ihr Gleichmaß wieder.

Nicht das frühere des müden Ertragens, sondern das eines ruhigen Glücks.

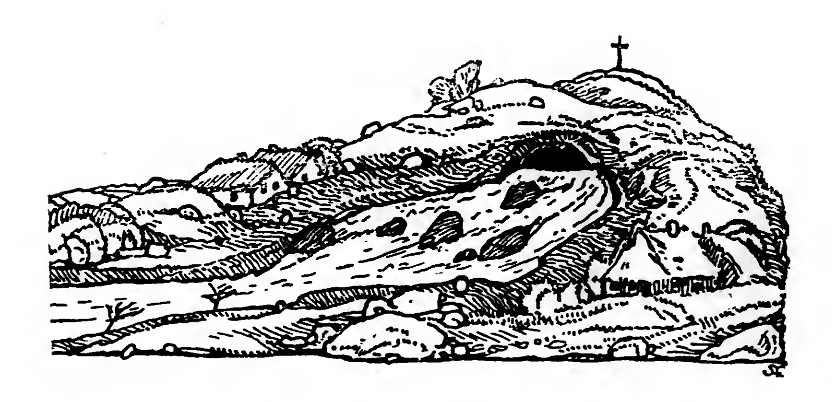
Denn im Tale sproßte und trieb, blühte und gedieh bald alles wieder.

Die Felder trugen reich und voll; Mühlen gingen, schwere Viehherden weideten.

Viel Fleiß und Arbeit forderte diese neue Zeit. Aber die Leute hatten schaffen gelernt, und einer war unter ihnen, der führte und leitete sie.

Ihm strahlte ein höheres Wissen und Einsehen von der hohen Stirn. Er wurde der Führer der Herzen, ein Weiser, eine der seltenen leuchtenden Gestalten, deren Andenken in ihrer stillen Welt nach Jahrhunderten noch nachhallt, wenn auch die große Weltgeschichte sie nicht kennt.

Carol nennen die Eltern ihre erstgeborenen Söhne noch heute gern in jenem Tale.



A n n e l e

Ein kleines armes Mädchen hatte keine Eltern; sie mußte von Tür zu Tür betteln gehen, wenn sie Hunger hatte. Und nachts schlief sie auf hartem Stroh in einer Dachkammer bei fremden Leuten. Brachte sie aber kein Geld heim, das sie sich tagsüber erbettelt hatte, so bekam sie noch Schläge und böse Worte. Nun traf sich's aber einst im harten Winter, daß niemand dem armen Annele einen Pfennig geben wollte, so daß der Abend kam und ihr Täschchen noch leer war. Dazu hatte sie Hunger und war müde und vor Kälte erstarrt. Aber nach Hause wagte sie sich noch nicht; sie ging immer weiter von Haus zu Haus, allein die Leute guckten nicht einmal gern zum Fenster hinaus, wenn Annele anpochte, weil ihnen der Schnee auf die Nase fiel.

So kam das Kind bis an die letzten Häuser der Stadt; sie konnte schon die weiten, blinkenden Schneefelder sehen, die vor dem Tore lagen, und darüber hing der Schneehimmel bleigrau herab. Schwarze Vögel hüpften und flogen umher, ganz draußen stand noch ein hohes, graues Haus, dahin wollte Annele gehen. Sie lief nun mit den kleinen starren Füßen auf

dem beschneiten Wege fort, aber es war auch gar so kalt; dazu kam der Wind über die weißen Felder geflogen und wedelte das dünne Röckchen und das kleine Halstuch des Kindes hoch empor. Da stand gleich am Weg ein Stein, und weil Annele gar so müde war, so setzte sie sich mit dem Rücken gegen den Wind und wollte ein Weilchen ruhen. Es saß sich auch ganz gut dort, denn bald fühlte Annele die Kälte gar nicht mehr, sie hungerte auch gar nicht und wurde so müde, so müde. Die Flocken schüttelten einander so lustig in der Luft herum und sahen aus wie weiße Federchen, die die Engel droben aus ihrem Bettchen schütteln.

Was müssen doch die Engel für weiße, weiche Bettchen haben, dachte das Kind, wenn sie so viel Federn übrig haben.

Da kam auf einmal eine lange Frau des Weges hergegangen, die hatte ein graues Gewand an, das fiel faltig und weit über ihre ganze Gestalt. Nur über ihren Kopf hatte sie einen hellblauen Schleier geworfen. Als sie bei Annele vorbeikam, blieb sie stehen, nahm die kleine Hand und sagte: „Komm, du kleines Mädchen, geh' mit mir, es sitzt sich hier so kalt mitten im Schnee."

Annele stand auch auf und ging mit. Da sagte die Frau: „Weißt du auch, wer ich bin?"

„Nein," sagte Annele.

„Ich bin die Dämmerung," sagte die Frau. „Darum trage ich ein graues Kleid, wenn ich über die Erde gehe." Und wie sie gingen, da wurde alles grau, die Felder und die Bäume am Wege und der Himmel. Graue Nebel wogten durch die

Luft, und wie ein graues Meer lag die Stadt hinter ihnen. Da kamen sie an das große Haus, wohin Annele gehen wollte; die Dämmerung sagte: „Hier wohne ich," und ging die Stufen hinauf, die nach der Tür führten.

Husch, husch, husch, flogen eine Wolke Fledermäuse, und eine Menge große graue Motten summten aus den Mauerritzen hervor. Nun gingen die großen Torflügel auf, und wie sie hineintraten, da leuchteten Tausende von grünen Lichtchen die Halle und die Treppe entlang. Aber Annele sah bald, daß es lauter Eulen waren mit blitzenden, grünen Augen, die da wie Soldaten an den Wänden aufmarschiert standen. Oben an der Treppe kauerten ein paar große Uhus, die sahen das fremde Kind ganz verwundert an und schüttelten die grauen Federhauben. Alle Wände und die Treppen waren von grauem Marmor. Nun kamen sie in einen großen Saal, der war mit glänzender Tapete behangen; es sah aus wie gewirktes Gold. An der Decke waren Wolken gemalt, und in der Mitte hing ein großer blasser Stern wie ein Kronleuchter.

„Ist das nicht hübsch?" sagte die Dämmerung. „Ja," sagte Annele und tippte mit dem Finger an die Tapete. Da purzelten ein paar schwarze Kügelchen herunter, und sie sah nun wohl, daß die ganze schöne Tapete bloß lauter Leuchtwürmchen waren, die dicht beisammen saßen, die hielten vielleicht da ihren Winterschlaf.

„Wer wird alles angreifen," sagte die Dämmerung und hob schnell die paar Käferchen auf und setzte sie wieder an die Wand.

An jeder Seite des Saales war ein großer Marmorbrunnen mit klarem, silberhellem Wasser gefüllt. Ringsum


HUGO

lagen kleine, hübsche Kinder in dünnen Röckchen und schliefen; sie hatten gläserne Gießkannen in der Hand. Die Kinder, die an dem Brunnen nach Morgen zu lagen, hatten Kränze von Veilchen im Haar, die an dem anderen Brunnen nach Abend zu lagen, trugen Ranken von weißem und lilaem Nachtschatten.

„Du bist wohl recht neugierig," sagte die Dämmerung, „wer die hübschen Kinder sind? Sieh', in diesem Brunnen ist der Morgentau und in jenem der Abendtau. Gib nur einmal recht gut acht im Sommer, wenn meine Kleinen durch die Luft fliegen und alle Felder und Gärten mit dem Tau aus ihren Gießkannen bespritzen. Wenn du sie auch nicht sehen kannst, so wirst du doch ganz gut ihre Veilchen- und Nachtschattenkränze riechen können."

„Das da oben ist mein Abendstern, der allereinzige, den mir meine Schwester, die Nacht, von ihren vielen Sternen geschenkt hat. Aber dafür ist er auch der allerschönste. Ist er nicht schön?" — „Ja," sagte Annele und guckte in die Höhe. Die Dämmerung winkte jetzt einem der Kleinen am Abendtaubrunnen, dieser hatte statt der Gießkanne eine Schale in der Hand. Er tauchte sie in den Brunnen, und die Dämmerung trank sie aus.

„Willst du auch Tau trinken?" sagte die Dämmerung, „du mußt nun fortgehen." Damit wickelte sie sich recht fest in ihren grauen Mantel ein und fiel auf ein Bett mit blauen Atlaskissen, das gerade unter dem Abendstern stand.

„Summ, summ, summ," kamen die Motten geflogen und kreisten schwirrend und singend um das Bett. Da kamen die

Fledermäuse gehuscht und trieben mit ihren großen Flügeln das Annele zum Saale hinaus, die Treppen hinunter.

„Schuhu, schuhu," krächzten die beiden alten Uhus an der Treppe. Die ganzen Eulen fingen an zu krächzen und machten ihre grünen Eulenaugen zu, daß Annele nichts sehen konnte und herzlich froh war, als sie an der boshaften Gesellschaft vorbei und glücklich wieder auf der Straße war.

Sie blieb aber nicht lange stehen, denn der Wind blies und heulte ganz grauslich. Sie lief fort, ohne sich umzugucken, und war froh, als sie endlich jemand hinter sich herkommen hörte. Sie dachte erst, es wäre die Dämmerung, die sie wieder in ihr Haus holen wollte. Aber als sie stehen blieb und sich umguckte, da sah sie gleich, daß es eine andere Frau war.

„Was machst denn du hier?" fragte diese, als sie an Annele vorbei wollte.

Annele erzählte, daß sie bei der Dämmerung gewesen war und daß sie die Fledermäuse wieder fortgejagt hätten.

„Komm mit mir und kriech' unter meinen Mantel," sagte die Frau. „Ich bin die Nacht und kenne die Dämmerung gut, denn sie ist meine Schwester. Früher wohnten wir zusammen mit unserem Bruder, dem Tag, aber seitdem dieser die Sonne geheiratet hat, da gab's stets Streit und Zank. Endlich haben wir uns getrennt. Jeder wohnt für sich und geht allein über die Erde hin. Wenn der Tag mit der Sonne zur Ruhe geht, kommt die Dämmerung hervor aus ihrem grauen Schloß, und wenn sie schläft, wandle ich über die Erde."

Annele huschelte sich in den schwarzen, warmen Mantelzipfel, den die Nacht über sie geworfen, er war mit einem Gold-

saum eingefaßt und flatterte weit hin in der Luft. Wie sie gingen, wurde alles schwarz, das erst grau gewesen war, die Bäume, der Weg, die Felder und der Himmel. Schwarze Schatten senkten sich über die Welt. Annele stieg aber immer höher und höher auf den schwarzen Schattenstufen in die Luft hinauf. „Dort ist mein Haus," sagte die Nacht, „aber erst muß ich in meinen Garten gehen."

Nun kamen sie in einen großen Garten, so groß, so groß, wie der ganze Himmel. Da standen goldene Blumen mit silbernen Blättern, die leuchteten wie Sterne. Mitten darunter stand der Mond mit einem silbernen Horne. Der war Wächter im Sternengarten der Nacht und scheuchte die Wolken weg, die gezogen kamen.

Leise, leise wandelte die Nacht durch den weiten Sternenblumengarten, und sie küßte die schönen Blumen auf die blitzenden Kelche, die zitterten vor Wonne, daß die Funken wie Sternschnuppen von ihren Blättern flogen.

Nun kamen sie an einen großen Palast von schwarzem Marmor. Da stiegen sie empor auf einer hohen schwarzen Treppe, die war mit Goldkies bestreut, der stäubte knisternd unter dem rauschenden Gewande der Nacht empor.

Sie traten in eine weite Halle, da hingen Ranken von leuchtenden Sternblumen, die warfen ihr Licht wie klingende Goldwellen in die Luft hinaus. Zwei schöne Knaben lagen auf Blumenbeeten von purpurnen Mohnblumen und weißen Lilien. Der eine hatte schneeweiße Flügel und ein weißes Gewand, der andere hatte schimmernde Schmetterlingsflügel, und seine Kleider waren mit Gold und bunter Seide gestickt.

Die Nacht küßte beide auf die Stirne, und alsbald sprangen sie auf. Die Nacht nahm ein goldenes Gefäß und ein feines Tüchlein und gab es dem Engel mit den weißen Flügeln. „Geh hinaus, Schlaf," sagte sie, „die Welt harrt auf dich und ist müde. Träufle Balsam in die traurigen Herzen und trockne die Tränen der Betrübten."

Der Engel nahm die goldene Schale und schwebte davon, und indem er seine weißen Flügel entfaltete, ertönte eine süße Musik, die mit ihm über die stille Erde schwebte. Dann ging die Nacht an ein großes Tor, welches im Hintergrunde der Halle war, schob einen eisernen Riegel zurück, und alsbald entquoll eine bunte, lustige, tanzende Schar der dunkeln Pforte.

„Traum," sagte die Nacht zu dem Engel mit den Schmetterlingsflügeln, „folge mit deinen Heeren deinem Bruder in die Häuser der Menschen. Zeige jedem, was ihn freut und was er hofft."

Da flog der bunte Engel davon und hinter ihm drein schwirrten die Traumgestalten. Annele konnte nicht sehen und nicht zählen, so viel waren es.

Es waren aber die drolligsten Dinge darunter, Häuser und Tiere, Kronen und Sterne, Kränze und Kleider, auch schöne Puppen und Zuckerdüten für artige Kinder, und alles hatte Beine und Flügel und floh davon.

„Ist das nicht hübsch?" fragte die Nacht.

„O ja," sagte Annele, aber dabei fielen ihre Augen zu, denn die Mohnblumen und Lilien rochen gar zu stark.

„Willst du hier ein bißchen schlafen?" fragte die Nacht, „ich will in meinen Sternengarten gehen."

„Ja," sagte Annele und legte ihr Köpfchen leise auf das Blumenbett, von dem der Schlaf aufgestanden war.

Da ging die Nacht in ihren Sternengarten hinaus, und Annele wollte schlafen. Aber weil der Schlaf über die Erde flog, da konnte er nicht in Anneles Augen kommen, die lag ganz munter in ihrer bunten, duftenden Blumenwiege und dachte an den anderen Tag, wo sie wieder sollte betteln gehen durch die kalten, windigen Straßen.

„Ich will die Nacht doch bitten," dachte sie, „daß sie mich hier behält, ich werde gewiß artig sein und recht schön folgen."

So wartete Annele immer, daß die Nacht wieder hereinkommen sollte, aber die hatte gewiß viel in ihrem Garten zu tun und kam gar nicht wieder.

Da ging Stunde auf Stunde hin, und plötzlich hörte Annele ein fröhliches Lachen und Singen von fern. Sie stand auf und sah die Nacht am Tore stehen, die winkte ihr mit der Hand.

Annele sprang hin, und da sah sie, wie ein kleiner goldener Wagen von fremdartigem Bau, mit acht goldenen Schwänen bespannt, dahergeflogen kam. Zwei schöne, lachende Kinder standen darauf und hielten die Schwäne an rosenroten Bändern. Sie trugen beide rote Florkleider und rote Rosenkränze im Haar.

„Wollt ihr schon fort, ihr wilden Kinder?" fragte die Nacht, und dabei winkte sie traurig mit der Hand und trat in ihre schwarze Pforte zurück.

„Ja," riefen jauchzend die Kinder, „wir wollen fort, die Menschen sollen aufwachen aus ihrem Schlafe, wir wollen

Rosen auf die Erde streuen, sieh nur, unser ganzer Wagen ist voll Rosen."

Annele drehte sich um und wollte die Nacht bitten, daß sie sie doch in ihrem Palaste behalten sollte, aber in dem Augenblicke flog die dunkle Pforte zu und die Nacht war darin verschwunden.

„Willst du ein bißchen mit uns fahren," sagte der Knabe, „so steig geschwind in unseren Wagen, denn wir haben keine Zeit zu warten." Da stieg Annele in den goldenen Wagen, die Kinder zogen an den roten Zügeln, und fort flogen die Schwäne durch die hellen, silbernen Wolken.

„Ich bin der Morgen," sagte der Knabe. „Und ich bin die Morgenröte," sagte das Mädchen. „Der Tag ist unser Vater, und die Sonne ist unsere Mutter!" Dabei streuten sie mit vollen Händen ihre Rosen auf die silbernen Wolken, daß sie sich wie mit Purpur färbten, und pfeilschnell fuhr das leichte Gespann dahin.

„Ist das nicht hübsch, so durch die Luft zu fahren?" sagte der Knabe zu Annele.

„Ach ja, herrlich!" rief Annele und warf einen ganzen Rosenstrauß jauchzend in die Luft.

„O weh, Morgenröte!" sagte der Morgen, indem er seine rosige Hand wie geblendet vor die leuchtenden Augen hielt. Da sah Annele auf einmal ein großes goldenes Tor sich öffnen, und daraus wallte eine glühende Strahlenfülle hervor. Annele konnte vor lauter Glanz kaum erkennen, daß eine Königin und ein König mit flammenden Kronen und flammenden Gewändern heraustraten.

„Unsere Eltern!“ flüsterte Morgenröte. Die Schwäne hielten still. „Leb' wohl, leb' wohl, Annele!“ rief der Morgen und die Morgenröte. Annele taumelte von dem goldenen Wagen herunter, dieser fuhr davon. Die glühende Sonne kam näher und näher, feurige Pfeile sprühten aus ihrer Krone, eine flammende Glut wehte vor ihr her. Annele erschrak und wußte nicht, wohin sie fliehen sollte. Ihr Kleidchen fing schon an zu brennen, da machte sie einen tüchtigen Sprung, aber ihr Füßchen glitt aus auf den glatten Wolken, sie fiel hinunter — in ein weiches, warmes Bettchen. Da machte sie erstaunt die Augen auf. Eine alte Frau stand an ihrem Bettchen und sah sie ganz freundlich an.

„Wer bist du?“ fragte Annele. „Du bist nicht die Nacht und nicht die Dämmerung, das sehe ich wohl.“

„Nein,“ sagte die Frau, „ich bin nicht die Nacht und nicht die Dämmerung. Hast du denn nun ausgeschlafen?“

„Habe ich denn geschlafen?“ fragte Annele.

„Ja, seit gestern abend, wo ich dich halberfroren auf dem Chausseestein fand, nicht weit von meinem Hause. Da nahm ich dich mit mir und legte dich ins warme Bett. Da hast du geschlafen bis jetzt,“ sagte die Frau.

Annele dachte lange nach, denn sie wußte ja ganz genau, daß sie bei der Dämmerung und bei der Nacht gewesen und mit dem Morgen durch die Wolken gefahren war. Und wir wissen's doch auch, nicht wahr? Dann erzählte Annele alles, was sie seit gestern gesehen hatte, und die alte Frau lachte hell auf, küßte Annele und sagte: „Willst du denn nun hierbleiben nach deiner langen Reise?“

„Ach ja," sagte Annele, „sind denn keine Fledermäuse da?"

„Die Fledermäuse sind fortgeflogen," sagte die Frau, „alle fort."

„Das ist gut!" rief Annele.

Nun sollte Annele bei der alten Frau bleiben, die hatte keine Kinder und sagte, sie hätte dem armen Annele das Leben gerettet.

„Wenn aber der Morgen und die Morgenröte kommen und mich einmal mitnehmen wollen in ihrem Wagen, darf ich denn da mit?" fragte Annele.

„Ja, wenn du recht artig gewesen bist, sollst du mitfahren," sagte die alte Frau. So blieb das arme Annele bei der reichen Frau und wurde ihr Kind.

Wenn aber der Morgen und die Morgenröte einmal kommen und Annele abholen wollen in ihrem goldenen Wagen, da mag sie es nur bestellen, daß sie auch zu euch kommen sollen, wenn ihr recht artig seid. Wollt ihr dann mitfahren?



R o t l o c k e

Vor vielen Jahrhunderten lag in einem Kerker in einem mächtigen Reich irgendwo im Norden oder im Süden ein junger Gefangener.

Der wußte nicht aus noch ein, wußte sich nicht zu fassen und zu lassen vor verzweifelter Not. Er war gefangen und eingekerkert worden, gerade in dem Augenblick, da er die Stimme laut erheben wollte zur Befreiung seines Vaterlandes von Not und Schmach.

Der Herrscher, der es mit blutiger Strenge regierte, saß zu Unrecht auf dem Throne.

Er hatte seinen Vorgänger gestürzt und alle Mitglieder des alten Fürstenstammes ausgerottet. Durch gefälschte Erbbeweise behauptete er sein Recht.

Feige Furcht vor der Grausamkeit seiner Gesetze hielt das unglückliche, murrende Volk in Bann.

Da hatte sich einer, ein Kühner, zum mutigen Befreier aufgeschwungen, hatte geforscht, hatte gespürt und geschürt, Beweise eingeholt, die Kette von Herzen zu Herzen hergestellt.

Alles war zu einem großen Aufstande vorbereitet. Viele jauchzten ihm zu.

Wie Frühlingsatmen ging es durchs Land.

Nun wollte er mit dem letzten freien Wort vor den Herrscher treten.

Da verschwand auch er spurlos, wie die Sprossen des echten Königsgeschlechtes verschwunden waren.

Das Volk hielt ihn für tot und beugte sich verzweifelnd, nun ganz trostlos und hoffnungslos, unter das verhaßte, unerträgliche Joch.

Drei starke eiserne Türen verschlossen den Raum, in dem der Gefangene lag.

Kein Fenster erhellte ihn, Stockdunkelheit herrschte.

Nur beim flackernden Schein der trüben Laterne, die der finstere Kerkermeister am Gürtel trug, konnte der Unglückliche von Zeit zu Zeit seine Umgebung mustern.

Er hatte keine Ahnung, wo er sich befand.

Man hatte ihn betäubt, besinnungslos hierhergebracht.

Der kalte, modrige Raum schien ein Saal gewesen zu sein, dessen Fenster man nun fest vermauert hatte.

Bröckelnde Reste schöner alter Stukkaturen schmückten noch die feuchte Decke, Fetzen bunter Tapete die kahlen, fahlen Wände. In einer Ecke stand ein zermürbter, zugemauerter Kamin, noch in den Trümmern und Resten seiner Säulen und Simse edel und schön.

Wie lange er nun schmachtete, in wie langen Abständen der stumme Scherge ihm die kärgliche Nahrung brachte, ob die Tage draußen auf- oder niedergingen, ob sie sich zu Wochen oder zu Monaten reihten, der unglückliche Jüngling ahnte es nicht.

In der ununterbrochenen Dunkelheit unterschieden sich die goldenen und die schwarzen Glieder an der Kette der Zeit für ihn ja nicht mehr.

Nur ein Auf und Ab von Aufschreien und Ermattung, von Rütteln am Geschick und todmüdem Sichfügen war sein Sein. Die Ermattung brachte manchmal ein bißchen sehr leisen, zuckenden Schlaf, dem dann ein um so trostloseres Erwachen folgte.

Doch einmal kam's anders.

Der Gefangene fuhr, von einem lieblichen Lichtschein geweckt, vom Schlummer auf.

Er glaubte noch zu träumen.

Ein schlankes, schönes Kind, ein Mädchen, saß dort vor der schwarzen Feuerstelle des vermauerten Kamins.

Sinnend und in sich versunken saß sie und spielte.

Holzscheiterchen baute sie zu einem luftigen Scheiterhäufchen auf. Immer ein Scheit nach dem anderen hinter sich aus dem Dunkel vorlangend und auf die anderen legend. Dabei wurde das Häufchen nicht höher und nicht größer. Der Scheite wurden nie mehr als gerade neun. Auch kein Flackern sah man, kein Sprühen, kein Glühen. Aber doch ging unbegreif-

licherweise Licht und süße Wärme von dem Kind und seinem seltsamen Spiele aus.

Im dünnen, tulpengelben Kleide saß das Kind. Goldrote, liebliche Locken wallten unter schmalem, bläulichem Scheitelbande in unbändiger Fülle über seine schmale Gestalt.

Es lächelte über sein Spiel weg zerstreut zu dem Gefangenen hin.

Der starrte und stutzte, tief erstaunt.

Wo kam denn das auf einmal her?

Rasch wollte er aufspringen, voll glücklicher Neugierde fragen: Wer? Woher?

Da streckte die Kleine in herrschender Abwehr gebietend ihr Händchen aus.

„Bleib!“ schrie sie schrill, in entsetztem Ton.

Und während der Jüngling wie gebannt von ferne stand, spielte sie schon gleichmütig und kinderruhig weiter.

Ganz wie nebenbei hob sie dann den blitzendblauen Blick.

„Du, — hör' einmal,“ sagte sie und maß die hohe, hagere Gestalt von unten her und doch hoch überlegen, „ich muß mit dir sprechen! Daß du mir ja hier mein Spiel nicht störst!“ Sie hob drohend den Zeigefinger. „Komm mir ja nicht zu nah! So weit meine Hände reichen,“ — dabei zog sie mit den schlanken, ausgestreckten Armen einen Kreis um sich, — „so weit darfst du mir nicht nahen! Ich darf auch aus dem Kreis nicht herausgehen. Läßt du mich ganz in Frieden, so will ich manchmal hierher kommen und mein Spiel treiben. Solange ich die Scheite auflege, hast du es warm und helle.“

‚Was das für Unsinn ist, für Kinderpossen!' dachte der Gefangene, wie im Traum.

Da sah sie ihn aufmerksam, ganz leise zwingend, mit unirdischer Klugheit fest an.

„Du, du!" sagte sie. „Was ist das mit dir? Du verbrennst, du verzehrst dich ja! Ich kenne das doch!"

Dann spielte sie aber schon wieder weiter, als ginge ihr das Leiden, von dem sie sprach, nicht gerade nahe ans Herz.

„Du möchtest die Mauern hier sprengen," sagte sie und legte spielerisch ihre Scheiterchen. „Das laß aber nur, das ist nicht so leicht! Wenigstens", fuhr sie, in Nachdenken versunken, fort, „möchtest du deine tobenden Gedanken schreiben!"

Der Gefangene fuhr auf.

„Woher weißt du das? Ja, wenn ich das könnte!"

„O, das geht schon!" sagte mit lieblicher Stimme das Kind. „Sieh einmal, da, wo ich hinzeige auf die Wand, da ist hinter den Tapetenfetzen ein tiefer Wandversteck, in dem du Papierrollen und Stifte finden wirst."

So war es in der Tat. Aufjauchzend preßte der Beglückte seinen Schatz ans Herz.

Das Licht einer neuen Hoffnung flammte stark in ihm auf. Seinen Freunden wollte er schreiben, sie zu Mut und Ausdauer ermahnen, ihnen seine kostbaren, letzten Geheimnisse ans Herz legen.

„Wer aber bestellt mir meine Botschaften?" fragte er, sich plötzlich wehmutvoll besinnend.

„Vielleicht ich! Schreib nur erst alles!" klang es. — — —

Nun maß er sie, als mache er sich das Sonderbare ihres Hierseins erst völlig klar.

„Wer bist du eigentlich?“ fragte er, sich mit der Hand über die Stirn streichend, „wo kommst du her? Wie heißest du?“

Da sprach sie in schwingendem Ton, singend, langsam, mit dem Wohllaute einer Glocke:

„Ich heiße Rotlocke!“

Wie sie durch die verschlossene Tür gekommen, wer sie sei, das sagte sie nicht.

Der Mann hatte auch seine Neugierde schon ganz vergessen.

Er schrieb und schrieb.

Er hatte sich und das Kind vergessen, er schrieb stundenlang.

Wie viel hatte er zu sagen!

Alles, was ihm in dieser taglosen Dunkelheit das Herz durchstürmt, was er gefürchtet hatte, nutzlos mit in den Tod nehmen zu müssen, das schrieb er in fliegender Hast nieder.

Jedes Wort war unsäglich wichtig.

Er schrieb, bis ihn eine seltsame, ohnmachtähnliche Müdigkeit beschlich, bis ihm die Feder aus der Hand sank.

Zum ersten Male, seit er gefangen lag, fiel er in einen tiefen, bewußtlosen, wirklich festen Schlaf.

Als er erwachte, war es wieder dunkel und frostigkalt.

Wie ein neckender Traum erschien die Gestalt des Kindes, erschien ihm Wärme, Güte und Licht.

Aber nein! Da raschelte ja um ihn her auf der Pritsche Papier. Er fühlte deutlich die Form der Bogen, die er aus der Nische geholt hatte.

Er strich sie im Dunkeln glatt, er faltete sie zusammen, er tappte nach der Wand, um das Versteck dort wiederzufinden, den Schatz zu verbergen.

Das gelang ihm nicht.

Aber die Bogen waren doch da.

Er versteckte sie unter seiner Sträflingsjacke, schrieb in Gedanken voll glühender Lust weiter und weiter, wartete voll ungeduldiger Sehnsucht auf die Wiederkehr des Lichtes.

‚Ich komme wieder!' hatte ja das Kind gesagt.

Aber es kam nicht. Es verging unerträglich lange Zeit.

Der Beschließer kam — und ging.

Wieder schwanden Stunden! — Nein, Ewigkeiten! —

Da nahm den Harrenden endlich ein kurzer Schlaf erbarmend in seine Hut.

Als er erwachte, da war das Kind endlich, endlich wieder da.

Lächelnd und lieblich saß sie bei ihren Scheiten, aus denen Licht und Wärme in reichem Maße strömten.

Vertraut, gut und klug sah die Kleine zu dem Manne hin.

„Schreibe nur, schreibe nur!" winkte sie ihm freundlich.

„Frage nichts, kümmere dich gar nicht um mich!" flüsterte sie.

Und er schrieb aus übervoller Seele, Bogen um Bogen voll.

Freilich kümmerte er sich zwischendurch doch um die Gefährtin.

Das Wunder gab ihm heute noch mehr zu denken.

Nein, das war nicht des Kerkermeisters Tochter, wie er einmal flüchtig gedacht hatte. — —

Etwas Ueberirdisches, Wunderbares fühlte er in ihrer Nähe.

Leise, innige Dankesworte quollen ihm von Zeit zu Zeit tief aus dem Herzen.

Leises, gleichmütiges Summen und Singen war der schönen Kleinen ganze Antwort.

Sie kam viele Male wieder und durchleuchtete und durchwärmte ihm seine Not.

Er sah sie nie kommen, denn immer, während er schlief, trat sie herein.

Und auch ihr Gehen hatte er nie belauschen können.

Er schrieb, so oft sie bei ihm war, bis seine Kräfte erlahmten.

Und wenn er nach kurzem Schlaf dann erwachte, war er allein.

Seltsam! Mit jedem Mal hatte er mehr zu schreiben, Tieferes, Größeres, Wichtigeres.

Aber mit jedem Mal wurde sein Schreiben auch unruhevoller.

Und diese Unruhe kam ihm von dem merkwürdigen, mit den Scheiten spielenden Kinde her.

Glanz und Schimmer umfloß sie mit jedem Male herrlicher.

Mit jedem Male schien sie ihm größer, erwachsener, blühender.

Er konnte ihre Nähe, die doch ein so strenges Fernsein war; oft kaum mehr ertragen, voll so tiefer Bewegung beschäftigte er sich mit ihr.

Was hatte er nur im Anfang gesehen? Wie hatte er sie nur so einfach für ein Kind nehmen können?

Zwar manchmal, den und jenen Augenblick, erschien sie auch jetzt noch als das tändelnde Kind, doch nur ganz mitunter.

Meist war sie eine feine, sinnende Jungfrau, schlank und schön. Ja, es gab Augenblicke, da war ihr Anblick, ihre Gegenwart dem Gefangenen wie alle Herrlichkeit der Welt.

Sonnenschön meinte er sie zu sehen, sonnenwarm glaubte er ihren Blick auf sich gerichtet zu fühlen, während er die Augen gesenkt hielt und schrieb.

Wenn er die Blicke dann erhob, war es freilich anders.

Sanft und ernst saß sie dann da, schimmernd hell, mit versonnenen Blicken.

Das schönste, wunderbarste Mädchen, das er je gesehen!

Und mit der süßesten Stimme sprach sie ihm von einem Male zum andern Mut und Kraft und Hoffnung ein.

Eine unwiderstehliche Gewalt riß ihn eines Tages von seiner Schreiberei empor, so glühend die ihn auch in sich verstrickte. Er hielt es nicht länger aus.

„Rotlocke!“ rief er in heißer Bewegung.

Er stürzte mit ausgebreiteten Armen auf sie zu, um ihr zu sagen, daß sie sein Herz viel zu tief gewonnen habe, als daß er so ruhig zehn Schritte von ihr entfernt sitzen könne und schreiben.

Da hielt sie ihn mit einem wunderbaren, blauleuchtenden Blick von sich ab, einem Blick, der kein Befehl war, sondern die höchste Gewalt einer zwingenden Bitte.

Sie hielt die Hand in wundersam würdevoller Abwehr ausgestreckt.

Sie sang:

„Siehst du nicht, daß ich auch leide?
Ich bin Drang, Drang!
Aber wir müssen stark sein, wir beide,
Dürfen uns nicht betören.
Meine Macht heißt Beherrschung und Halt,
In mir glüht eine Gewalt,
Jemandem heiß, heiß zu gehören,
Jemandem ans Herz zu fliegen,
Ihn an mich zu ziehn.
Aber um mich in dir zu besiegen,
Stieg ich aus dem alten Kamin.
In mir wie in dir lebt Zerstörung.
Aber in gottherrlichem Kraftvertraun
Wollen wir ja baun.
Uns selber beherren,
Nicht zerren
An unserm gefesselten Glücke.

Berührtest du mich mit deinen Händen,
Würdest du niemals dein Werk vollenden.
Wen ich an den Busen drücke,
Um den ist's geschehn!
Und dich will ich siegen sehn.
Ich darf nur aus Weiten
Mit den kleinen Scheiten
Dir Glück bereiten!"

So sang sie in rührendstem Ton.

Und da beschied er sich, wenn auch in bittrem Leide, von tausend Rätseln und Regungen der tiefsten Seele gemartert und gequält.

Von dem Tage an kam etwas ganz Neues in sein Werk. Etwas Göttliches, Großes.

Es weitete sich sein Blick, es vertiefte sich seine Einsicht, es verstärkte sich seine Sprache.

Er sah in die Zukunft!

Sein Volk sollte groß und glücklich werden, viel mehr, als er vorher zu denken gewagt hatte.

Seine Worte bekamen den Rhythmus des Sturmes und rauschender Ströme, seine Sprache quoll über von Innigkeit, strahlte von Pracht.

Was ihm aus dem Herzen quoll, waren Lieder, — war ein einziges, anfeuerndes Heldenlied.

Ein glückseliges Fiebern war in ihm. — Ja, ein Glück ohnegleichen; denn beseligt, verklärt, zustimmend sah ihm Eine zu.

Rotlocke war jetzt fast immer an ihrem Platz. Voll lächelnder Ruhe trieb sie ihr Spiel. Heimelnd, heimelnd, mehr als Menschenworte aussagen können, war ihm ihre Gegenwart, während er so saß und gegen die Kerkerwände mit seinen Worten anstürmte.

Ruhe spann von ihm zu ihr, Beherrschung, tiefstes Voneinander-wissen.

Es war etwas um sie, wie die Melodie aus einem ewigen Liede.

'Hausfriede! Hausfriede!'

So sang und klang es heimatselig in ihm im feucht-grausigen, unheimlichen Kerkerraum.

Und nun war sein Werk getan.

Wunderbar war die Stunde, als der müde Arbeiter froh den Griffel weglegte und die Gefährtin seines Schaffens fragte:

„Darf ich es dir vorlesen, Geliebte?"

Sie nickte innig, und er las.

Aber mit jedem Worte, das er las, ergriff ihn das Bewußtsein glühender und heftiger, daß die strahlende Herrlichkeit, die da auf dem Papier stand, ja gar nicht aus seinem Wesen geflossen war.

Sie, sie hatte ihm so viel gegeben.

Wie ein Herzschlag aus ihnen beiden erschien ihm jedes Wort.

Nein, viel, viel mehr!

Sturmstark ergriff es ihn.

Alles Herrliche, Starke hatte sie ihm eingeflößt.

O, daß es nun doch auch hinausströmen könnte in alle Welt!

Ein Gefühl von glühender Ergriffenheit riß ihn hin. Er breitete die Arme aus.

„Du, du, du! — Herrliche, Liebste!"

Weiter konnte er nichts sagen.

Mit den knisternden Blättern in der Hand flog er, sich und die Welt vergessend, auf Rotlocke zu.

Und auch Rotlocke stand lodernd, strahlend, ihm zugeneigt, und kannte und zügelte sich nicht mehr.

Stürzte er hinein in ihren Zauberkreis, flog sie aus ihm heraus? — — Sie wußten es beide nicht.

Einen einzigen Augenblick umfaßten sie einander, hielten sie sich innig umschlungen.

Feuer! Feuer! Flammen! Flammen!" schrie dann im nächsten Augenblick gellend der Mann.

Der ganze Kerker war ein einziges lohendes, loderndes Flammenmeer.

Rotlocke aber jauchzte, jubelte und sang:

„Ja, Flammen! Flammen! Flammen!
Frei bist du, frei!"

Sie stand mitten in den Feuerfackeln, wie in einem goldenen Heer.

„Liebster, fürchte dich nicht, es sind ja meine Schwestern. Ich bin ihre Königin. Komm nur, komm! Folge mir schnell! Laß mich dich leuchtend führen, ehe ich vergehe.“

Mit einem Schlage ihrer Hand durchbrach sie den Kamin.

Ein kühler, dunkler, langer Gang nahm sie und den Gefangenen auf.

‚Vergehen! Vergehen! Vergehen!‘ hörte der Mann nur im heulenden Sturm, der den Gang durchfuhr.

Seiner selbst nicht mächtig vor tiefer Erschütterung, folgte er Rotlockes taggheller Spur.

Rotlocke sprach Worte unendlicher Liebe, sonnendurchfluteter Innigkeit.

„Laß mich dir doch sagen, wie gut ich dir bin. Eines Menschen Weib zu sein, war ich nicht erschaffen. Deines Werkes Genossin nur durfte ich sein. Das ist für ein Wesen meinesgleichen höchstes, unvergleichlichstes Glück. So wie wir es schufen, im Tiefsten einig, von Liebe beseelt, wird es dein Volk hinreißen, emporreißen zu höchstem Menschenglück. Mein Bruder, der Sturm, soll deine Blätter über das Land hinwehen, daß ihr Inhalt alle Herzen erfaßt und tief durchrüttelt.“

Ein immer lieblicheres Singen ward ihre Rede.

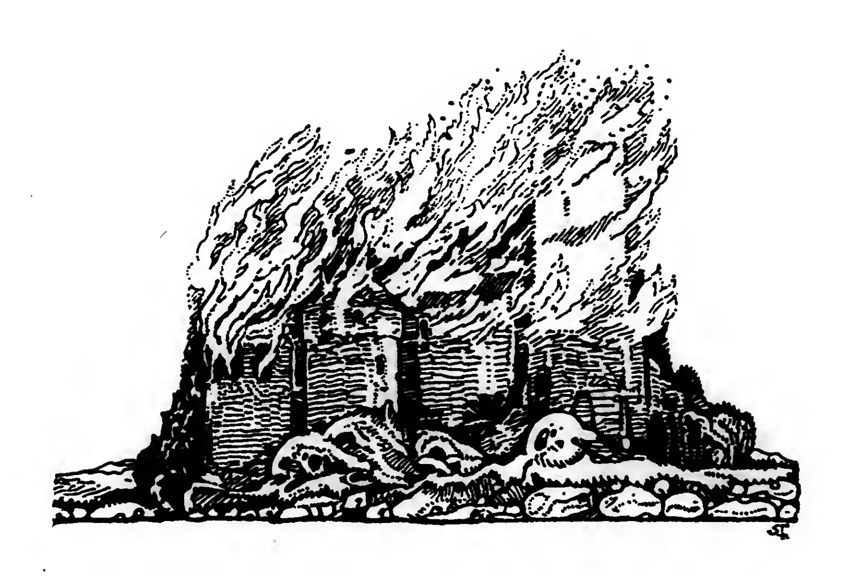
Sie waren aus klaffendem Mauerspalt ins Freie gelangt.

Im grellen Lichte eines himmelhoch flackernden Brandes sah der Gefangene, wo er sich befand. Ein verfallener Flügel des alten Herrscherschlosses war sein Aufenthalt gewesen.

Ein einziges wogendes, wallendes Feuermeer war der ganze Bau, und in dies glühende Wallen hinein sah er Rotlocke, übermächtig, goldbeflügelt, als Flamme entschweben.

Sie nickte ihm noch einmal segnend zu, und er hörte aus der glühenden Lohe, in der sie unterging, noch ihren letzten, ersterbenden Gesang:

„Traure nicht um mich!
Ich streu' einen Funken von meinem Brand
In eines Mädchens Seele, —
Daß sie sich dir vermähle
Im seligen Menschenland!
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —"



Von der kleinen Meerjungfer, die falsch sang

Ein junger Arzt in alter Stadt hatte seine liebe Frau verloren. Darüber wollte er vor Gram vergehen.

Sie war die schönste und beste Frau der Welt gewesen, sein Liebstes. Keine konnte so lustig lachen. Keine konnte so verständig und ernst reden. Keine war so fleißig und flink und hatte dennoch immer zu allem Zeit.

Des Arztes Mutter war zu früh gestorben. Kein Mensch hatte ihn seitdem lieb gehabt wie nun die Frau. Ueber die Maßen froh waren sie gewesen, daß sie einander hatten. Ein kleines Haus war ihnen eigen. Auch ein liebes Kindchen hatten sie gehabt. Das hatte die sterbende junge Mutter aber gleich mitgenommen. Kaum eine Stunde hatte es gelebt.

Nun sollte der Herr Doktor wieder seinem Beruf nachgehen. Aber das war ihm ganz unmöglich. Er dachte an nichts als an die tote Frau; Tag und Nacht, jede Stunde, jede Minute. Immer war's ihm, als müßte er sie rufen, als müßte sie kommen. Und sie kam doch nicht wieder.

Sein schönes Haus schien ihm ganz verödet.

Er lief von einem Zimmer zum andern. Er saß an ihrem Nähtisch, an ihrem kleinen Schreibtisch, an ihrem Bett.

Nein, so konnte es nicht weiter gehen!

Er mußte doch einmal Ruhe finden!

Schon seiner Kranken wegen mußte er sich doch fassen!

Aber es ging eben nicht. Der Schmerz war zu groß. Unerträglich waren die Stunden.

Da gab ihm sein Verstand den Rat ein, er möge es doch einmal mit einer Reise versuchen. Seit seinen Knabenjahren liebte er leidenschaftlich die See. Nie hatte er sich sattsehen können an ihrem unendlichen Wellenspiel, nie sich satthören am Liede der Wellen, jenem Lied, das wohl einmal sanfter und zarter und das andere Mal milder tönt, aber nie einen Mißklang hat, und das einem so tief zu Herzen spricht.

Seine wichtigsten Entschlüsse hatte er als Knabe und junger Mann an der See gefaßt. Wie oft war er aus seiner Heimatstadt, die nicht zu weit von ihr entfernt war, dahin gewandert. Die See hatte ihn ermutigt und begeistert, zu allem Guten gestärkt, zu allem Rechten gestählt. Er hatte sie genossen in Sturm und Ruhe, im Schwimmen und Segeln und Rudern, in übermütiger Lust.

Nun sollte sie ihn trösten!

Er brauchte so sehr einen starken, tröstenden Freund.

Als der Entschluß einmal gefaßt war, setzte er die Reise schnell ins Werk. Er bat einen Kollegen, ihn bei seinen Kranken zu vertreten, bis er sich selbst ruhig genug fühlte, um wieder ihr Helfer zu sein. Er wählte die rascheste Reisegelegenheit. Im Mittagssonnenschein stand er am Strande. Vom äußersten

Punkt der Mole aus blickte er hinaus auf die blitzende, unruhig bewegte Fläche. Mit ganzer Seele lauschte er auf die urewige Sprache der Wellen und Wogen.

Die See sang ein lautes, brausendes Lied.

Aber das Lied brachte dem traurigen Manne keinen Frieden.

Nein, — er wußte nicht woher es kam, nicht woran es lag: die Musik des Meeres schien nicht mehr die herrliche, reine. Er konnte sie kaum hören, so weh tat sie seinem Ohr und seinem Herzen. Ein falscher Ton ging durch, störte alle Harmonie. Irgendwo fehlte es, irgend etwas stimmte nicht. Ein Mißtönen, das nie vorher dagewesen war, klang aus jedem Wellenschlag. Ganz leise war's. Aber die Musik war eben nicht mehr rein. Der Mann litt durch sie, litt noch mehr als zu Haus. Eine quälende Unruhe trieb ihn vom Strand in die Dünen, von den Dünen wieder an den Strand, trieb ihn im Boote weit hinaus auf die hohe See und wiederum uferwärts.

‚Vielleicht', dachte er jeden Tag, ‚geht's morgen besser.' Aber es ging immer schlimmer. Der Sang der Wellen war ihm immer unerträglicher. Gerade heraus schreien hätte er können, so weh tat er ihm. Als vernünftiger Mensch biß er aber einfach die Zähne zusammen und beschloß endlich die Heimkehr.

Noch einmal stand er eines Abends am Strand, dann ging er hoffnungslos und müde in die Dünen hinein, dem Dorfe zu. Stumm packte er sein Reisezeug. Trauriger als er gekommen, hoffnungslos traurig, fuhr er heim.

Die See hatte ihm nicht geholfen. Er grübelte viel darüber nach, wie das kam.

Es war aber ganz einfach und natürlich zugegangen. Nämlich so: Eine kleine Meerjungfer in einem Königreiche auf dem Grunde der See war daran schuld.

Die sang falsch im Chor der Meeressänger und Meeressängerinnen, dem sie zugehörte.

Zum erstenmal seit Millionen Nixenjahren, deren jedes wieder Millionen Menschenjahre zählt, sang eine Stimme in einem dieser großen Chöre falsch.

Das Jüngferchen war noch sehr jung und so lieblich und fein und durchschimmernd, als wenn man eine Perle zerblasen hätte und ein Mädchen wäre nun daraus geworden. Dazu war sie auch noch eines Meerkönigs letztes, geliebtestes Kind, die berühmteste Schönheit in der ganzen Meereswelt, in der sehr selten noch neue Kinder geboren werden. Es blieb eigentlich immer und immer, wie es war.

Nur die Könige bekamen, wenn sie es sich sehr wünschten, etwa alle Millionen Jahre noch ein Kind. Dafür ging dann einmal eine ganz alte Meergreisin allmählich und unmerklich in Schwamm und ein ganz hutzliger Meergreis in Korallen auf.

Dieses jüngste Meerkönigstöchterlein hatte noch etwa ein Dutzend schöner Schwestern. Sie war aber doch die allerreizendste. Trotzdem war sie der größte Gram und Kummer ihres Vaters, das Entsetzen sämtlicher Lehrer und Kapellmeister der Meereswelt.

Denn was noch nie vorgekommen war, das kam nun vor.

Die entzückende Prinzessin war faul. Die entzückende Prinzessin wollte nicht lernen, richtig zu singen. Das Singen

aber war das einzige, was man überhaupt in den Meerbildungsanstalten zu lernen hatte.

Alles andere Wissen kam von selbst, floß einem durch die Wellen überallher zu. Jedermann wußte überall, in jedem Winkel jedes fernsten Königreichs, ohne je dort gewesen zu sein, Bescheid.

Auch das richtige musikalische Gehör war angeboren; Reinsingen war selbstverständlich.

Aber es gab doch Vorschulen und Schulen, Gymnasien, Lyzeen und Universitäten, alles für die Ausbildung im Gesang.

Zum schönen Zusammenklang wurden die Stimmen gebildet. Sie wurden geübt, vom leisesten Piano zum lautesten Fortissimo schwellend überzugehen, die hohen, klaren Stimmen wurden zum Gegengesang zu den tiefen, starken eingeübt, ganze Orchesterwerke, große, schwierige Chöre wurden eingeübt, — es war ein Leben des Sanges und Klanges, wie man sich's gar nicht denken kann, ein Musizieren und halblautes Ueben sogar oft noch nachts im Traum, ein Auf und Ab von Uebungen und Tonleitern, alles im Einklang, so daß das ganze Meer ein einziges harmonisches Singen und Klingen war, sogar noch im wildesten Brüllen, Toben und Brausen.

Und nun in all der ewigen Harmonie auf einmal dieses Kind, diese Prinzessin!

Sie mochte nichts von Singen hören. Sie war die erste, die ganz aus der Art geschlagen war.

Das machte wohl, weil man sie gar zu sehr verzog, gar zu viel Wesens mit ihr machte, seit sie mit den weißen, schweben-

den Füßchen den ersten Schritt auf dem silbernen Sande des Meeres getan hatte.

Aber am meisten, nein vielleicht allein und einzig, war die alte Amme schuld.

Die war wohl gar zu alt geworden mit der Zeit, nahe wahrscheinlich am leisen, allmählichen Auflösen.

Da dachte sie viel zurück. Da fielen ihr die uralten Geschichten und Märchen ein, deren Erzählen eigentlich streng verboten war. Am strengsten verboten waren die Menschenmärchen. Es lebte so eine dunkle, eigentümliche Ahnung, als seien sie eigentlich wahr, als befände sich über der Meereswelt noch eine andere, eine Luft- und Sonnenwelt, in der Nelken und Rosen blühten, ganz anders als die Meernelken und Meerrosen, in der das Wasser nur in Rinnen und Becken stünde, über die weiße Segelschiffe die Wesen trüge. Und die Wesen lebten ganz kurz, obgleich es auch ihnen lang schiene. Viele, viele würden täglich geboren, es wimmelte von ganz kleinen. Und die großen liebten die kleinen und die kleinen die großen über die Maßen innig. So etwas könne man sich unter dem Meere gar nicht denken. Am herzinnigsten liebten sich immer je zwei junge Große, Mann und Weib. Wenn so zwei auseinander müßten, das wäre immer ein Schmerz, als wäre die ganze Welt auseinandergerissen. Und doch käme es, ach, gar so oft vor. Denn aus Geburt und Liebe und Tod bestände in der Hauptsache das Menschenreich. Der Tod ende die Menschenleben, wie es ihm einfiele, träfe jung und alt. Täglich müßten viele Menschen sterben, und die, die sie geliebt hatten, blieben an Leib und Seele grausam verwundet zurück.

Aus diesem großen Menschenmärchen erzählte die alte Amme dem Prinzeßchen, die atemlos lauschte, viele einzelne Beispiele und Geschichten. Sie wußte längst selbst nicht mehr, von wem sie die Sachen wußte, alle diese Geschichten von Finden und Sehnen, von Trauer und Seligsein, von Liebe und Tod der Erdenmenschen.

Und dadurch wurde das Prinzeßchen ganz versonnen und versponnen. Am liebsten saß sie irgendwo in einem goldenen Winkel des Schlosses und träumte und sann.

Das war aber genau so, als wenn bei uns Menschen jemand verhungert wäre aus Liebe zu Märchen. Ohne Singen mußte man im Meerreich einfach verwelken, verschwinden, vergehen; und, daß man nicht sang, das gab's einfach deshalb nicht.

Die Prinzessin war in dieser Art die allererste.

Die hätte die Gesangstunden einfach vergessen, hätten die Schwestern sie nicht in ihrem Traumwinkel aufgespürt und mit Gewalt hervorgezogen.

„Schnell, schnell, schnell! Oder wir kommen zu spät zur Singestunde!" drängelten sie immer in des Prinzeßchens stille Gedanken hinein.

Sie faßten sie an der Hand und schwebten mit ihr davon. Die Lakaien, die von etwas schwererem Stoff waren, prusteten luftschnappend hinterher. So ging's immer noch gut. Knapp vorm ersten Aufschlag des Taktstockes war man zur Stelle. Natürlich ganz vorn. Die Aelteren, acht waren es, behielten die Jüngste womöglich in ihrer Mitte.

Nämlich: um das Unerhörte und Schreckliche mit ihren eigenen süßen und vollen Stimmen zu verdecken!

Aber es half nichts. Es war da. Es war wahr. Es war nicht mehr zu verleugnen. Die Kunde davon setzte sich schon fort bis in die fernsten Winkel des Meeralls. Die Prinzessin sang falsch!

Ganz verlegen, mit einem Gesicht, als wollte er sich am liebsten selbst zerreißen, hatte der Kapellmeister sie zuerst auf ihren Fehler aufmerksam gemacht. Ein Flüstern und Starren, ein Aufrauschen des Entsetzens war um sie her.

Sie merkte es kaum. Ihr war's ganz egal.

Sie sang ruhig weiter, Mißtöne und Mißtönchen.

Da wurde sie in einer offenen Ansprache vor dem ganzen Chore ehrlich und mutig getadelt. Der Kapellmeister zitterte und war leichenblaß.

Er müsse sich ja unter den Boden des Meeres schämen. Sie verderbe nicht nur seinen eigenen reinen Chor, sondern überhaupt sämtliche Meereschöre. Denn bis in die fernsten Enden der fernsten Königreiche höre und empfinde man den falschen Ton. Er hätte schon Fernsprechanfragen von allen Kollegen aller Meeresteile bekommen, was denn um Himmels willen los sei.

Das Prinzeßchen hätte eigentlich vor Scham zerfließen müssen. Aber diese Rede focht sie auch weiter nicht an. Die ganze Sache machte ihr nicht den geringsten Eindruck.

Sie war viel zu sehr mit sich beschäftigt, viel zu sehr in ihr Träumen versunken.

Nicht einmal, als ihr Vater sie vor versammeltem Volk vor seinen Thron berief, erzitterte sie. Sie nickte wohl zerstreut bei seiner donnernden Strafrede und machte ein Mäulchen, was Besserungsvorsätze andeuten sollte.

Aber sie sang bodenlos falsch weiter mit ihrem feinen Stimmchen.

Nun wurde schon im Volk erwogen, sie einfach nicht mehr singen, d. h. also sie sterben zu lassen. Murrend und murmelnd forderte dieser und jener alte Gesangsprofessor diesen Beschluß schon erbarmungslos vom allgewaltigen König und Herrn.

Da fiel der alten Amme aber noch ein Ausweg ein in ihrer kolossalen Angst, daß ihre Uebertretung des Märchengebotes, der Grund der prinzeßlichen Zerstreutheit, an den Tag kommen könne.

Nachdem sie sich schon beinahe in einen Schwamm verwandelt hatte vor lauter Grübeln und Sinnen, kam ihr zum Glück noch einmal der rettende scharfe klare Verstand.

Man müsse die Prinzessin einmal hellen Blickes einen Augenblick in die Welt der Menschen hineinsehen lassen, fiel ihr ein.

Die Uramme behauptete nämlich vor ein paar verschwiegenen Nixenfreunden steif und fest, das Märchen von den Menschen sei wirklich nicht erfunden, sondern entschieden wahr. Man müsse einfach ein Flugwerkzeug bestellen, eine mächtige Luftblase, in der sie mit Prinzessin Hoheit aufsteigen könne, höher als man bisher gestiegen sei. Sie wolle sich recht gern

opfern, um ihren Liebling flugs einmal in die Welt da oben blicken zu lassen.

Sie wußte plötzlich nach vergessener Ueberlieferung mit deutlich und klar erwachter Erinnerungskraft, wie sie alte Leute manchmal haben, die Sache sei so:

Jeder, der da hinaufkäme und den der Schein einer gewissen Leuchtkugel, Sonne benannt, berühre, müsse sofort in Schaum zerfließen und vergehen. (Deshalb sollte eben jenes Märchen durchaus totgeschwiegen werden!)

Nun sei sie selber ja nächstens sowieso am Verschwammen. Ob sie statt dessen in Schaum zerfließe, sei ihr gleich. Sie wolle als Schaumwelle im Moment ihres Zerfließens ihr geliebtes Prinzeßchen einhüllen und eingehüllt in die Höhe halten, daß das teure Kind ohne eigenen Schaden einmal um sich blicken könne im Menschenreich.

Prinzeßchen solle ihr nur versprechen, daß sie sich dann bemühen wolle, richtig zu singen! Weiter nichts. —

Voll Entzücken sagte die Prinzessin „Ja!", als sie von der Sache hörte. Mitleid mit der Amme war weiter nicht nötig. Es war nicht so im Meeresreich, daß man sich über die Millionenalten härmte, die ganz sanft in einen anderen Naturzustand übergingen. Im allgemeinen wußte man so gut wie gar nichts von Gefühl.

Aber doch durchlebte die Prinzessin eine Regung stürmischer Freude, als die Luftfahrt im glasklaren Ballon am anderen Tage vor sich ging.

Es kam alles, wie die gescheite Alte es gesagt hatte.

Im Zerfließen und Zersprühen hielt sie ihren holden Pflegling noch mit festen Armen in die Höhe. Sie hüllte ihn ein in sich selbst, in ihre ganze Liebe, den kühlen, blitzenden, stäubenden Gischt, in den ihr alter Körper sich bei der Berührung mit der Welt auflöste. Und durch den schönen blitzenden Schleier, in den sie zerstob, sprach sie mit ihm!

Sie sprach: „Liebling, nun schnell, schnell! Mir wird so eigen überglücklich in diesem aufopfernden Zerstieben, daß ich fürchte, nicht mehr viel reden zu können. Sieh den Strand entlang, da links, im goldigen Sande, was da wimmelt und kribbelt und tollt und lacht unter wimpelnden Fähnchen in ganzen Haufen, das sind Menschen, groß und klein, jung und alt, — sieh hin, sieh hin — sieh dich satt, sieh dich satt, — nicht nach rechts, — nach links, Prinzeßchen, nach links, nach links — dort sind die Glücklichen, das rechts ist ein Unglücklicher."

Da hatte die blitzende Schaumwelle aber gut reden! —

Prinzeßchen hatte nur eine Minute nach links gesehen, dann sah sie mit weit aufgerissenen Augen nach rechts, nur nach rechts, extra nach rechts, wie wohl alle Prinzeßchen getan hätten, wenn Kinderfrauen etwas so bestimmt verboten.

Den menschenleeren, einsamen Strand entlang sah sie, unverwandt. Eine einzige einsame Gestalt stand dort weit, weit draußen, unendlich weit entfernt von den Lachenden, unbeweglich, wie sie nie etwas gesehen hatte. Der Prinzessin tat plötzlich im bisher gefühllosen Herzen etwas reißend weh. Sie sah den Einsamen sich dann mit plötzlichem Entschluß vom Strande abkehren, dem Lande zuschreiten, langsam, — müde, — todallein —

„Was ist mit ihm? Und wie wird mir? Warum geht der Mann so, wie beladen?“ fragte angstvoll flüsternd die Prinzessin.

Der Meerfrau brachten im Moment ihrer Auflösung alle Wellen, von nah und fern, die des Wassers, die der Luft und noch viele andere, viel feinere, viel wunderbarere, die wir Menschen noch nicht kennen und nicht spüren, jede erwünschte Kunde.

Im letzten Zerrauschen raunte sie es dem Liebling noch flüsternd zu.

Jener Einsame dort sei ein Mann, dem seine junge Frau gestorben sei. Er sei „traurig“. —

Durch einen Tropfenregen erklärte sie ihr rasch noch dieses Wort.

Er habe Tröstung suchen wollen im Rauschen der See. Aber die See habe unrein geklungen! Ihr falscher Gesang sei dran schuld gewesen, der habe ihm vollends die Seele zerrissen.

„Mach's wieder gut, wenn du kannst,“ sagte die Alte noch ganz leise.

Dann hat sie, schon lauter Schaum, ihr Herzenskind noch — hupp! — in die kugelige Glaskutsche gehoben. Ein Griff und Druck, und die Kugel sank, sanft und zart.

Prinzeßchen träumte nicht mehr. Prinzeßchen war ganz wach. Ihr Herz klopfte. Ihr Gesichtchen war heiß. Sie war erregt, wie noch nie ein Meerwesen.

Hatte sie doch in wenigen Sekunden alles kennen gelernt, alles gesehen oder doch geahnt und erkannt, woraus das

Menschenleben besteht und was sie aus dem Märchen vernommen: Lachen und Weinen, Liebe, Sehnsucht, Not und Tod.

Und auch die Schuld.

Ihre eigene schwere Schuld war ihr blitzhell aufgegangen. Ein unglücklicher Mensch war noch unglücklicher geworden durch sie.

Von Beschämung gebeugt, wie eine kleine verregnete Lilie, stand sie eine kleine Weile später vor ihres Vaters Thron.

Sie warf sich ihm zu Füßen und rang die zarten Hände. Sie gestand ihm, daß sie auf der Welt gewesen sei und was sie gesehen habe. Sie habe einen Menschen unglücklich gemacht und müsse das büßen. Sie rief wehklagend, nun könne sie erst recht nicht rein singen. Er solle sie doch aus dem Reiche verstoßen. Dann würde alles gut. Und vielleicht finde sie einmal jenen Aermsten und könne ihm ein wenig helfen und dienen.

Da hat der Monarch wohl ein bißchen Einsprache erhoben, aber doch nur matt.

Dies Klagen und Schreien war ihm höchst widerlich. Er hatte sein Kind ja lieb, aber doch nur etwa ein Milliontel so lieb, wie Menschenväter ihre Töchter haben.

Nach einigen Beratungen mit seiner Gattin und den Ministern ließ er die Entartete ziehen. In geheimer Unterredung hat ihr aber die kühle Frau Mama erst noch etwas mitgeteilt.

Nämlich: Sie müsse, wenn sie zu den Menschen gehe, nach siebzig, höchstens achtzig Menschenjahren sterben, vielleicht noch

eher. Sie werde Liebe und Glück kennen lernen, aber hauptsächlich Sorge, Mühe und Arbeit.

Das solle sie sich ja überlegen!
Das Prinzeßchen aber lachte nur.
Sie klatschte in die Hände.
Sie freute sich!!

Sechzehn oder siebzehn Jahre später lernte der Arzt, der seine Frau so jung verloren hatte, auf einem Gute bei Freunden ein Mädchen kennen, deren sanftes, heiteres Wesen ihn innig anzog.

Sie war die Pflegetochter reicher Leute, die Waise armer Fischer an der See. Aber ihre Eltern waren so jung gestorben, daß sie so recht eigentlich gar nicht wußte, von wem sie stammte.

Als der Arzt, der damals schon ein berühmter, herrlicher Helfer der Menschheit war, sie sah, strömte ein Gefühl durch sein Herz, als könne er noch einmal ganz glücklich werden.

Ueber des Mädchens Gesicht aber ging bei diesem ersten Sehen ein Strahl wie von ganz seltsamem Wiedererkennen.

Der Arzt war ja der, um dessentwillen sie aus der Meerestiefe auf die Erde gekommen war! Sie war ja die Prinzessin, die falsch gesungen hatte, wenn sie es auch selber nur noch ganz dämmerhaft wußte, als hätte sie es in ganz ferner Zeit einmal geträumt. Es kommt nämlich ein merkwürdiges Vergessen über die Meerleute, wenn sie auf die Erde gehen.

Der Arzt hat das liebe Mädchen geheiratet. Sie wurde die glücklichste Frau und Mutter und hat Glück und Leid treulich mit ihrem Manne geteilt.

Die beiden sind viel gereist, und zwar ging es auf des Mädchens Bitte zuerst an die See, die der Mann in all den Jahren nicht wiedergesehen hatte.

Nun wurde sie aber wieder seine teure Freundin.

Er konnte sich nicht satthören an ihrem Rauschen. Das klang wieder rein, rein, wie seit Erschaffung der Welt!

Natürlich doch! Die kleine Meerjungfer, die falsch sang, war ja zu seinem Glück — ohne daß er dies wußte — für immer da unten hinausgeworfen worden.



R e h a u g

Man sagt, unter Karl dem Großen sei es gewesen. Sicher muß es ein mächtiger, gewaltherrlicher Herr gewesen sein, der damals über das deutsche Land gebot: fest, stark, gestreng, gerecht.

Zur Zeit also eines solchen großmächtigen deutschen Königs lebte tief im deutschen Waldland auf einem weitschauenden, vieltürmigen Edelsitz ein Grafenpaar, das war die Geißel der Gegend, der Schrecken der Bauern, der Hirten Not.

Denn Mann und Frau liebten mehr als alle Lust und Freude der Welt die Jagd. Hörnerschall und Rüdengebell, Hatz und Pirsch, glänzender Troß, gestrecktes Wild in Massen und Massen, das war ihnen Leben und Seligkeit.

Nichts galt ihnen Saatenpracht, nichts blühende Gärten, nichts Herde und Hirt.

Nur Holla und Hussa, Aufwachen schweigender Täler von schmetterndem Waldhornklang, aufgeschreckte Rudel, knackendes Geäst, brechendes Auge und purpurn verebbendes Lebensblut hochgeweiheten Edelwilds.

Querfeldein, durch Korn und Klee, durch Ernte und Saat, querwegs durch Tauf- und Hochzeitszüge brach der schreiende Jagdzug.

Fluch und Jammer der Bauern wimmerte hinter ihm drein.

Aber das jagdtolle Grafenpaar bemerkte das gar nicht.

Wie Sturmkönigs edelherrliche Sippe stoben sie auf ihren starken, roten Pferden unter den krachenden Aesten der Eichen hin, inmitten einer Wolke von Bogenspannern und Falkonieren.

Wenn sie befahlen, mußte der Bauer vom Pflug, der Hirt von der Herde weg, um ihnen den Hirsch, den Bären und die Sau zu hetzen.

Dreiunddreißig große Dörfer gehörten zur Burg und standen in unerbittlicher Jagdfron.

Weidlustige Freunde von fern und nah nahmen als Gäste teil an der wilden Weidwerkslust.

Und nun waren schon sechs ihrer eigenen berittenen, jagdlustlechzenden Söhne im Zuge.

Fünf kleinere spielten noch Jagd und Hatz in Haus und Hof. Da ward dem Grafenpaar als zwölftes Kind noch ein Mädchen geboren.

Dies zwölfte Kind wurde Rehaug genannt. Denn als es die Augen aufschlug, sah die jagdfrohe Mutter mit Frohlocken, daß diese Augen braun und samten, sanft und scheu waren, genau wie die eines Rehes.

Rehaug wurde ein feines Kind, liebreizend und immer liebreizender anzusehen und zu leiden, je mehr es erwuchs.

Zierlich und fest waren seine zarten Glieder. Schüchtern-zärtlich, und dabei doch unerschrocken und kühn war seine Art.

Unter dem Schall der Hifthörner erzitterte und erglühte es frühe schon vor Lust, genau wie die Buben. Es hatte früh sein eigenes Pferd, es konnte klettern und springen wie das Eichhorn im Wald.

Wald, Wald, Wald, — das war seine Wonne. Alle Vogelstimmen kannte es, jede Blume, jede Schmetterlingsart.

So recht voll Glück und Sonne, voll Scherz und Lachen war sein kleines Herz.

Nun war Rehaug sieben Jahre und sollte bald mit dem großen Troß auf die erste Jagd reiten.

Da lag das Kind einst schlank ausgestreckt im Waldgras und hörte dem Brausen des Herbststurmes zu.

Wie war das doch alles so mächtig und herrlich, dies Auf und Ab, Auf und Ab.

Wie liebte das Kind den starken, lauten, brausenden Sturm. Nie war doch ein häßlicher Ton darin, nie ein unreiner Klang!

Unbewußt empfand dies das Kind.

Da zerriß ein schriller, entsetzlicher Wehelaut die Luft. Ein Schrei der Qual, der Rehaug durch Mark und Bein ging, daß sie selbst am liebsten ihrer Pein Luft gemacht hätte in schrillem Schrei.

Jäh sprang sie auf.

Sie wollte zuerst fliehen, aber eine größere Gewalt als die des Abscheues zwang sie, dem mißtönenden Geschrei angespannt zu lauschen, ja, ihm schließlich mitleidig forschend nachzugehen.

Was sie sah, war wohl nur ein alltägliches Bild aus dem Treiben der damaligen Jagd.

Eine starke Hirschkuh befand sich im Kampf mit ihren Verfolgern. Sie stand hochaufgerichtet im ohnmächtigen Fluchtversuch, den sanften Kopf mit dem Ausdruck der wildesten Qual zurückgeworfen.

Ein Dutzend Rüden hingen mit den scharfen Zähnen an ihrem Hals, von dem ein Bach von Blut herniedertropfte.

Von dieser Stunde an war Rehaug nicht mehr das frohe Kind. Es war alles anders.

Sie hat viel nachgedacht, viel gefragt, nachdem sie erst sehr lange geschwiegen.

Das meiste verschwieg sie auch jetzt.

Sie ritt mit auf die Jagd, kühn und gewandt, aber voll Schaudern.

Nicht die Lust des Jägers empfand sie, sondern die Not des Wildes.

Sie sah mit den Augen des Rehes. Ihr Herz klopfte mit dem Herzen des flüchtenden Hirsches.

Sie wand sich oft in Qual und Weh, und doch zwang es sie, dabei zu sein, mitzureiten, die Not der Kreatur zu wissen und zu fühlen.

Das Elternpaar freute sich der unerschrockenen kleinen Reiterin.

Halb verlegen, halb überlegen hatten sie die forschenden Fragen des Töchterchens niedergesprochen:

Wild und Wald sei für den Menschen da, und der Bauer für den Herrn.

Allein und zu Fuß schlich Rehaug nach den großen Jagdtagen in den Wald.

Sie hatte nicht umsonst die Sehschärfe der Waldkreatur, sie sah und kannte alle Fährten, sie hatte sich genau gemerkt, nach welcher Richtung ein getroffenes Tier entflohen war. Sie erspähte die halbgetrockneten Schweißspuren im dichtesten Moos, im wirrsten Farnkraut.

In seinem Wundbette fand sie das verblutende Reh; sie fand die verwaisten Kitzchen am fiebernden Ruf, denn die Jäger der damaligen Zeit wußten nichts von Schonung, setzten auch zur Zeit der tragenden Mütter und säugenden Jungen die Jagd nicht aus.

Da war Rehaug die kleine Mutter der hungernden Tierwaisen. Sie kam heimlich mit Milch und Brocken, mit Salben und feinem Zeug. Sie kam im harten Winter mit Kastanien und Nüssen, mit Rüben und Korn zu ihren Pfleglingen. Sie lernte verbinden und heilen.

Jahrelang trieb sie es so.

Ihre Eltern ließen sie gewähren. Sie wußten nicht mehr ganz den Ton zu finden zu ihrem still gewordenen, ernsten, wunderlichen Kind.

Die Jagdleidenschaft des Paares nahm nicht ab mit den Jahren, sondern wurde immer wilder und ungebändigter.

Brausende, prunkende Festgelage folgten jedem der tollen Gejaide.

Als Rehaug dreizehn Jahre alt war, kam aber all die Herrlichkeit plötzlich zu Fall.

Dreißig Dörfer waren klagbar geworden bei dem Herrscher des Deutschen Reiches gegen den grausamen Jagdgrafen.

Die Härte, der Frevel, mit denen er auf Kosten seiner Hörigen das Weidwerk betrieb, überstiegen alles Maß.

Der Feldbau verwahrloste, das Bauernvieh verdarb, Hunger und Not war in den Hütten, und der Jagdgraf sah es nicht.

Ueber Kirchhöfe war die wilde Jagd dahingejagt, Begräbnisse störend, Kinder hatte sie niedergeritten, Greise überrannt, mitten in der Andacht heiliger Feste war sie durch die neuen Christuskirchen dröhnend hindurchgeprescht.

Der Kaiser sollte Recht sprechen.

Weil der Kläger so viele und so einmütig zeugende waren, ließ der den Angeklagten samt seiner ganzen Sippe durch strengen Befehl zu sich an den Hof entbieten.

Der Jagdgraf mit seiner Gemahlin, seinen elf Söhnen und seiner Tochter kam. Mit geringem Gefolge und doch in sich selber voll um so größerer Macht und Pracht ritten sie alle in den Schloßhof.

Großmächtig in seinem gewaltigen Trotz und seiner Körperstärke stand das Grafenpaar, von den zwölf prachtvollen

Kindern umgeben, inmitten von Hofstaat und Hofgesinde vor dem kaiserlichen Thron.

Dem Kaiser schlug das Herz hoch vor heimlichem Gefallen.

Hand in Hand stand das reckenhafte Paar. Des Mannes mächtige Augen blitzten wie blaue Edelsteine. Wie Flammen schlug der stolzen Frau das feuerfarbene Haar aus der weißen Stirn den Rücken herunter.

Schwer ward es dem kaiserlichen Herrn, den im voraus gegen die Beklagten vorhandenen Unmut jetzt aus seines Herzens Tiefe zutage zu fördern.

Bestand er doch selber aus lauter Stolz und Kraft, und liebte er doch selber die Jagd fast wie sein Leben.

Eine Lust sei es gewesen, erzählt sein Geschichtsschreiber, — denn der Kaiser muß ja doch Karl der Große gewesen sein! — ihn am Morgen zur Jagd ausreiten zu sehen.

„Es ist früher Morgen. Die Rosse scharren „und wiehern vor dem Palast. Karl tritt „heraus, mit ihm sein Jagdgefolge. Ueber „die Stirn der Königin leuchtet das goldene „Diadem. Hinter den Beiden her reiten die „Schwestern, alle verschieden, aber alle „gleich kostbar geschmückt, mit Hermelin „und Purpurseide, mit Perlen und edlen „Steinen, mit Goldfäden im freiwallenden „Mädchenhaar.

„Durch das geöffnete Tor sprengt der Zug „dahin. Hörnerklang erfüllt die Flur.

„Nach der Jagd wird an der Quelle gegessen „und getrunken, wo ein prächtiges Zeltlager „aufgeschlagen ist. Die Diener schaffen „die erlegten Eber heim, und fröhliche Ge- „selligkeit beendet den Tag.“

Als ein solcher Jagdfreund nahm der Kaiser auch in seinem Herzen zunächst für die Beklagten lebhaft Partei. Aber Recht mußte Recht bleiben!

Und Recht ging allen anderen Regungen vor.

Nie durfte er willkürliche Landverwüstungen dulden, nie, daß der Wohlstand des Bauernstandes zugrunde getrampelt wurde vom Hochmut der Herrenleute.

Er wollte dem Grafen gar wohl und versuchte, die Kläger, die durch zehn mächtige Bauern vertreten waren, zum Nachgeben zu zwingen.

Die jedoch blieben hartnäckig bei ihrer Anklage, und der Edelgeborene gab stolz und verachtungsvoll, ohne sich mit einem Wort zu verteidigen, alles zu, was sie gegen ihn vorbrachten.

So blieb nur eine Schlußfolge, da Gefängnis und Tod ausgeschlossen war, wie des Kaisers Wille es beim ersten Anblick der edlen Herrengestalten von vornherein beschlossen hatte — — —: Landesverweisung, Verstoßung in die Fremde, in die Elende.

Das war immer noch eine so grausame Strafe, daß des Kaisers ganze Menschlichkeit sich dagegen aufbäumte.

Wer in die Elende verbannt wurde, nahm kein Gut mit, keinen Deut seiner Habe, durfte nie wieder heimkehren zum heimischen Herd.

Schutz-, recht- und besitzlos hätten die beiden Vornehmen mit ihren Kindern über die Landesgrenze ins Ungewisse, Unbekannte wandern müssen.

Dagegen krampfte sich des Kaisers Herz.

Und er fand einen Ausweg in folgender Gestalt.

Von den Klägern selber sollte die Losssprechung kommen.

Erbarmende Fürbitte sollte von ihnen und ihren Angehörigen eingeholt werden.

Der Kaiser erließ folgendes Machtwort:

Eines von des Grafen stolzem Kinderdutzend sollte sich in die Heimat begeben, während das Grafenpaar bei halbstrenger Gefangenhaltung am Hof in Gewahrsam blieb.

Dieser Sendbote sollte Fürsprache einholen.

Fänden sich dreißig und dazu noch drei, die für den Grafen bäten, so sollte ihm verziehen sein. Das Los sollte unter den Grafenkindern entscheiden, wer da ziehen sollte.

Ehe es aber geworfen ward, stand Rehaug schon mit kühner Bitte vor des Kaisers Thron.

Sie wollte ziehen. Sie wußte, was sie sagen wollte, sie wußte, wie sie die Herzen wohl gewinnen könnte.

So sicher und bescheiden bat sie, daß der Kaiser ihr die Bitte gern gewährte, gar fröhlich im Sinn. In jedem Dorfe einer würde sich für diese Edlen doch finden.

Er sah nicht, wie Mann und Frau sich nach aufgehobener Verhandlung noch fester an den Händen faßten.

Sehr stolz, ganz hoffnungslos blickten sie einander an. Sie hatten an keinen in Mitleid gedacht, nun würde auch keiner in Mitleid ihrer gedenken.

Rehaug aber ritt auf ihrem weißen Pferde ganz mutig und wohlgemut in die Heimat zurück.

Was sie den Bauern sagen wollte, hatte sie ihrem eigenen Herzen so oft gesagt, daß es ihr nicht fehlen konnte.

Seit ihr damals die Augen aufgegangen waren, hatte sie ihre Eltern ohne Unterlaß im stillen Herzen verteidigt, alles zum besten gewandt.

Sie waren ja gut, sie waren nur so stark und so froh, so wild, so wild! Sie waren voll herrlicher Güte gegen ihre Kinder, und es hätte ihnen nur jemand sagen müssen, daß die Hörigen ihrer Dörfer auch ihre Kinder wären.

Bisher hatte Rehaug sich's nicht gewagt, aber nun würde ja alles anders werden.

Sie hatten es Rehaug mit einem freilich hoffnungslosen Lächeln beim Abschied versprochen, wenn sie je wieder heimkämen, sollte es so sein.

Rehaug ritt Tage und Nächte, einen Tag weniger als auf dem Hinwege.

Ihr todmüdes Schimmelchen führte sie in den Stall.

Dann ging sie selbst ihren Bittweg, von einem Dorf ins andere.

Es hat keiner ihren Bitten Gehör gegeben.

Seit über zwanzig Jahren hatte sich der harte Zorn angestaut.

Die Bauern blieben hart wie Stein. Keiner glaubte an bessere Zukunft.

Rehaug kam auf die verlassene Burg zurück.

Was tun?

Ihr Pferd hatte sich die Hufe blutig gelaufen, sie konnte es nicht zum Rückritte gebrauchen.

Es war auch kein anderes Pferd mehr auf der Burg, da sie ja zu vierzehn hinausgeritten waren.

So machte sich Rehaug zu Fuß auf den Weg.

Heimlich schlich sie aus der Burg, damit es niemandem vom Gesinde einfiele, sie zu geleiten.

Allein wollte sie wandern nach der Kaiserpfalz.

War's ihr doch, als ginge sie in den Tod, da sie gezwungen war, den liebsten Menschen das grausame Nein zu überbringen.

Nicht einer! Nicht einer!

Und wie hatte sie gefleht!

Schweren, müden Schrittes, gesenkten Hauptes, schauernd vor den Rätseln und Schmerzen der Welt, ging sie hin durch den einsamen hohen Wald, der Sonne nach.

Da weckte eine leise, sanfte Berührung sie auf aus ihrem trostlosen Sinn.

Ein Reh war's.

Ein Reh rieb das Gehörnchen sanft an ihrem Arm.

Auf dem weichen Moosboden schien es schon eine ganze Weile neben ihr hergegangen zu sein.

Zutraulich blieb es nun an ihrer Rechten.

Da, o holde Freude, auch zu ihrer Linken schritt im nächsten Augenblicke ein bräunliches Reh.

Es berührte ihr die Hand mit dem kühlen Schnäuzchen, genau wie zum Gruß.

Und freilich, sie kannte es ja auch. Da war noch die lange Narbe am Hals, über die das feine Fell nicht wieder wachsen wollte.

Ein Rüdenzahn hatte sie geschlitzt, und Rehaug hatte sie geheilt.

Nie hatte Rehaug das Tier seitdem wiedergesehen.

O sieh doch, siehe, es brachte zwei Kitzlein mit!

Da! noch ein Reh!

Leise wie Schatten traten noch zwei zwischen den Stämmen der uralten Bäume vor und schmiegten sich an das traurige Kind, als ob sie um seine Schmerzen wüßten.

Ein mächtiger Hirsch brach durch das Eichengestrüpp und fügte sich in den Zug.

Er stieß einen trompetenden Laut aus. Da nahte noch ein zweiter Hirsch, noch ein dritter.

Die Herren des Waldes maßen sich, als hätten sie eigentlich anderes zu tun als miteinander zu wandern. Aber gelassen folgten sie Rehaug.

Und von allen Seiten des Waldes zog der Zug der Tiere immer mehr und mehr andere Tiere an.

Rehaug wußte nicht, wie ihr geschah.

Wollten die Tiere des Waldes, die sie geschützt und gehegt hatte, sie trösten in ihrer großen Not?

Der Türmer hatte es erspäht, und es hatte sich wie Lauffeuer am Hofe des Kaisers verbreitet:

Die Grafentochter sei in demselben purpurnen Linnen-

gewand und demselben blauen Hauptuch, in dem sie ausgezogen, von weitem deutlich auf ihrem weißen Tier zu erblicken, und es schreite ein langer Zug hinter ihr her, der in der Entfernung unter den Bäumen noch nicht genau zu unterscheiden sei.

Da wurde die große Hofversammlung wieder zusammengerufen im Königssaal. Das gefangene Grafenpaar mit den elf Söhnen wurde aus seiner leichten Haft entlassen. Der Kaiser saß, der neuen Entscheidung gewärtig, auf seinem Thron.

Noch einmal stieß der Türmer ins Horn.

Ja, Rehaug war's wirklich! Rehaug kam!

Nur nicht von ihrem Schimmel, sondern von einer milchweißen Hirschkuh sprang sie herab vor den Toren der Pfalz, und die Fürbitter, die die Grafentochter in den Saal begleiteten, waren, wie die Versammlung staunend erkannte, nicht Menschen. Nein, Hirsche und Rehe waren's, Hase und Häsin, Fuchs und Fähe, der Eber und die Bache mit ihren Frischlingen, Reiher, Trappe und Auerhahn.

Ein Tumult von Stimmen erhob sich, und die Tiere waren, so heißt es, auch nicht stumm.

Sie drängten sich um Rehaug her, und so stand Rehaug wieder, kühn und stumm, die Augen voll heißer Bitte, inmitten ihrer Getreuen vor dem in seiner Herrlichkeit thronenden Herrscher. Der sah groß und froh voll Gnade auf sie nieder.

Ja, dreißig und noch drei sind es gewesen, die mit Rehaug in die Kaiserpfalz gezogen sind.

Es wurde genau gezählt. Denn Recht war Recht. Aber es stimmte. Und so galt es auch. Der Kaiser befahl es. Es sollte gelten!

Mit kaiserlichem Handschlag voll Gnaden und in besonderer Huld wurde das Grafenpaar mit seinen Zwölfen in die Heimat entlassen. Alle auf ihren schönen Pferden. Nur Rehaug auch jetzt wieder auf ihrer weißen Hinde, dem Zug voran.

Die fürbittenden Tiere haben ihn beschlossen.

Bis der hohe Wald sich auftat und sie, eins nach dem andern, sich darin verloren.



Die Zahlen und die Nullen

Es war einst eine Frau, die hatte viele Töchter und Stieftöchter; neun Töchter, und ich weiß nicht genau, wie viele Stieftöchter. Die Töchter waren klug, aber die Stieftöchter waren dumm und plump und hatten weder Köpfe noch Füße, nur einen runden, hohlen Leib, und glichen sich alle wie ein Ei dem anderen.

Die Töchter waren die Zahlen und die Stieftöchter die Nullen. Die Zahlen, die sich für sehr gescheit und sehr hübsch hielten, verachteten die Nullen und behandelten sie schlecht; deshalb gilt es auch heutigentags noch für eine Beleidigung, wenn man jemanden eine Null nennt.

Die Nullen waren geduldig und ließen sich von ihren Stiefschwestern alles gefallen.

Einst wurde die Mutter krank, und da rief sie alle ihre Töchter herbei und sagte ihnen: „Ihr Zahlen und ihr Nullen, seid einig untereinander, vertragt euch und trennt euch nie. Gehet hinaus unter die Menschen, sie werden euch brauchen,

und wenn ihr klug seid, so könnt ihr die ganze Welt beherrschen. Aber ihr Zahlen, verachtet die Nullen nicht mehr! Denn nur durch sie könnt ihr groß und mächtig werden."

Die Sieben, die ein gar sehr böses Ding war, die schlimmste von den Schwestern, rümpfte bei diesen Worten der Mutter ihre Nase, die fast einem Elefantenrüssel glich, zupfte ihre Schwester, die Acht, am Aermel und flüsterte ihr zu: „Man merkt's gleich, daß die alte Frau schwach geworden ist und im Sterben liegt; ich möchte auch gern wissen, wie so eine dumme Null uns jemals zur Größe verhelfen soll!"

Dabei warf sie den armen Nullen, die zusammengedrängt und traurig dastanden, einen verächtlichen Blick zu. Und dann starb die Mutter.

Nun wohnten die Töchter beisammen, trugen Trauerkleider um ihre Mutter und führten gemeinsame Wirtschaft. Den Nullen ging es nun sehr schlecht, noch schlechter als früher. Es gab viel Streit und Zank zwischen den Schwestern; jede wollte recht haben und den anderen befehlen, und keine wollte sich befehlen lassen.

Eines Tages, da sie sich eben wieder lange gestritten hatten, trat die Eins, die älteste von den Schwestern, vor, rückte sich ihre spitzige Mütze, die sie für gewöhnlich trug, auf dem Kopfe zurecht, streckte sich auf ihrem einzigen Bein hoch in die Höhe und sagte: „Hört einmal, so kann es doch nicht fortgehen, daß wir immer zanken und streiten. Eine muß doch die Aufsicht über die anderen führen, und da ich einmal die Aelteste von euch bin, so werde ich das Regiment übernehmen, und ihr werdet mit mir zufrieden sein."

Da lachte die böse Sieben höhnisch und rief: „Ei, wie bescheiden, ein schönes Regiment! Nein, zum Regieren passe ich am besten, ich bin die Klügste von euch, und aufs Alter kommt's gar nicht an."

Nun war der Streit schon wieder fertig. Jede wollte das Regiment führen, und keine wollte gehorchen.

Nur die Drei, die von Gemüt die beste war, schwieg still.

Wie die Sieben einsah, daß sie nicht zum Regieren kommen konnte, sann sie eine andere Bosheit aus und sagte: „Nun weiß ich, wie wir Frieden bekommen, wir jagen die Nullen fort, denn die dummen Dinger sind uns überall im Wege, die müssen fort!"

Die Drei, die bisher still gewesen, rief bei diesen Worten mit ihrer sanften Stimme: „Ei, du böse Sieben du! Weißt du nicht mehr, was die Mutter uns gesagt hat? Und was soll denn aus den armen, stummen, dummen Nullen da draußen in der bösen Welt werden?"

„Ei, seht die liebe Einfalt!" spottete die Sieben, „kann sie nun auf einmal reden? Kommt, ihr Schwestern, hört nicht auf die Betschwester, packt alle mit an und laßt uns die Nullen zum Hause hinauswerfen."

So stachelte die böse Sieben ihre Schwestern mit allerlei Reden auf und schrie so sehr, daß sie die sanfte Stimme der Drei übertönte. Endlich lief sie auf die armen Nullen los, ihr böses Beispiel steckte die anderen auch an, und so griffen alle zu und warfen die Nullen zum Hause hinaus.

Nun schlossen sie die Tür zu; die Sieben guckte durchs Schlüsselloch, bis sie sah, daß die Nullen fortgegangen waren,

dann war sie froh und guter Dinge, und die Zahlen dachten, nun ginge die gute Zeit an.

Aber die gute Zeit ging immer noch nicht an, es gab nichts wie Zank und Streit, und eigentlich war es immer nur die bitterböse Sieben, die ihre Schwestern ärgerte und den Streit anfing.

Die Drei kränkte sich am meisten bei diesem Leben. Sie liebte den Frieden und hatte ein gutes Herz. Sie dachte immer an die Nullen, ihre Stiefschwestern, die draußen in der Welt umherliefen.

Endlich kam sie auf den Gedanken, von ihren Schwestern heimlich fortzugehen, die Nullen aufzusuchen und zu sehen, was aus ihnen geworden war.

Einmal in der Nacht, da die Zahlen schliefen, stand die Drei auf, band ihr schwarzes Mäntelchen um und ging ganz sachte zum Hause hinaus.

Sie ging weiter und weiter und guckte überall umher, ob sie die Nullen nicht finden könne, aber sie fand sie nirgends. Die Leute, die nun kamen, guckten die Drei an, und weil es bloß die Drei war, nahmen sie sich kaum die Mühe, sie zu grüßen.

Die Drei fragte viele Leute, ob sie nicht den Nullen begegnet wären, aber sie zogen ein spöttisches Gesicht, und die gute Drei merkte wohl, daß ihre Stiefschwestern draußen in der Welt nicht viel Geltung hatten.

Endlich, als die Drei durch ein Wäldchen ging, hörte sie von fern etwas schluchzen. Sie ging hin, da sie ein gutes Herz hatte, um zu sehen, wer da weine.

Hinter einem Baume lag ganz verkümmert und vertrocknet eine von den verstoßenen Nullen. Die Drei bog sich liebreich zu ihr und fragte, wie es ihr ginge und wo die anderen Nullen geblieben seien.

Da stand die Null auf und erzählte, daß es ihr gar schlecht gegangen war, seitdem die böse Sieben sie aus dem Hause gejagt. Die Menschen hatten sie verachtet, überall weggewiesen und gesagt: „Nullen könnten sie nicht brauchen, die gäbe es so schon genug in der Welt.“ Da waren die Nullen in ihrer Not eine dahin, eine dorthin gelaufen, und wo die anderen waren, das wußte sie nicht, vielleicht waren sie schon gestorben.

Da sagte die Drei: „Komm, liebe Null, fasse dich an mich an und gehe mit mir, wir wollen die anderen auch suchen.“

Da gingen die Schwestern zusammen fort, und da sie aus dem Holze kamen, begegnete ihnen ein Bauer, der machte ihnen einen Bückling und zog den Hut ab.

Die Drei wunderte sich, denn so höflich hatte sie noch niemand gegrüßt, seit sie von Hause fortgegangen war, und die Null wunderte sich noch mehr, denn die hatte noch gar niemand gegrüßt.

Es dauerte auch gar nicht lange, da sahen sie eine andere Null, die schlich traurig die Landstraße vor ihnen her. Sie holten sie bald ein, nahmen sie in ihre Mitte, und die drei zogen nun weiter.

Da kam ein Wagen gefahren, und ein Herr saß darinnen. Als dieser die Drei mit den Nullen sah, ließ er den Wagen halten, stieg aus und bat die Fußgänger, mit ihm in seinem Wagen zu fahren.

Nun stiegen sie ein und fuhren in einem schönen Wagen und schönen Pferden. Die Nullen dachten: „Ei, wenn uns jetzt die böse Sieben sähe, die sollte schon Respekt vor uns bekommen und uns nicht mehr zum Hause hinauswerfen.“ Sie kamen nun über eine Brücke, und da sah die Drei plötzlich wieder zwei Nullen am Ufer stehen, die sahen traurig in den Fluß und machten Miene, hineinzuspringen. Da erschrak die gute Drei gewaltig, sie bat den Kutscher, anzuhalten, stieg aus und ging zu ihren Schwestern ans Ufer.

Es war die höchste Zeit, denn die beiden Nullen waren lebensmüde und wollten sich in den Wellen ertränken. Die Drei nahm sie mit in den Wagen, und der Herr rückte zu, damit die Drei mit den Nullen Platz hatte.

Nun dachte die Drei an die Worte ihrer Mutter, daß die Zahlen durch die Nullen zu Macht und Ansehen in der Welt kommen würden, und sie freute sich nun erst recht, daß sie ausgezogen war, ihre Stiefschwestern zu suchen.

Sie kamen an einem schönen Hause vorbei, der Herr des Hauses stand an der Tür, und als er die Drei mit den Nullen im Wagen sitzen sah, zog er seine Mütze ganz höflich ab und bat die Schwestern, auszusteigen und bei ihm einzukehren.

Da stiegen sie alle fünf aus, gingen hinein und ließen sich's wohl sein. Und die Nullen dachten: „Wie gut, daß wir mit der Drei durch die Welt gehen, denn früher nahm uns kein Mensch auf; — ihr allein können diese Ehren gelten!“ Und die Drei dachte: „Wie gut, daß ich die Nullen gefunden habe, im Anfang haben mich die Leute kaum gegrüßt, da ich allein ging, und jetzt fahre ich in schönem Wagen und schlafe in seidenen

Betten. Die Nullen müssen doch nicht so verachtet in der Welt sein!"

So lebten sie nun weiter, blieben fest beisammen und fanden überall gute Aufnahme. Sie trafen auf ihrem Wege noch mehr Nullen, alle in Not und Elend. Sie nahmen sie mit sich, und je mehr Nullen hinter der Drei kamen, je tiefer bückten sich die Leute, und je mehr Ehren wurden ihnen erzeigt.

Nun wohnten sie zuletzt in einem schönen Schlosse, und es ging ihnen gar zu gut. Die Nullen wurden ganz eitel und aufgeblasen und dachten, sie wären was Rechtes.

Nun traf sich's aber, daß die Zahlen, die noch zu Hause geblieben waren, von dem Glücke gehört, welches die Drei und die dummen Nullen in der Welt draußen gehabt hatten. Und sie sprachen untereinander: „Ei, seht doch! In einem Schlosse wohnen und gut essen und trinken, das könnten wir auch. Wir wollen hingehen und die Drei bitten, daß sie uns bei sich aufnimmt."

Aber freilich hatten sie auch Bedenken vor der Rache der Nullen, denn sie hatten ja alle, außer der guten Drei, einst Hand mit angelegt, als die böse Sieben sie zum Hause hinausgeworfen hatte. Nun würden sie wohl Böses mit Bösem vergelten und in ihrem Glücke nichts von ihnen wissen wollen.

So sprachen sie hin und her, und endlich sagte die Sieben: „Hört, ihr Schwestern, bleibt ihr einstweilen hier, ich bin die Klügste von euch, ich werde erst allein hingehen und so klug reden, daß die dummen Nullen und die gutmütige Drei allen Aerger vergessen sollen. Geht alles gut, so sende ich euch einen Boten und lasse euch holen!"

Damit waren die Zahlen einverstanden, und die Sieben machte sich auf und wanderte fort, bis sie an das schöne Schloß kam, wo die Drei mit den vielen Nullen wohnte.

Sie pochte gar bescheiden an, und als die Nullen hörten, daß die böse Sieben draußen stehe, da wollten sie diese erst gar nicht einlassen; aber die gute Drei bat für die böse Sieben, und da durfte sie hereinkommen. Sie tat nun ganz demütig und fein, aber die Nullen waren doch nicht so dumm. Sie wollten von der bösen Sieben nichts wissen und meinten, morgen früh sollte sie nur wieder gehen, woher sie gekommen, eine böse Sieben brauchten sie nicht im Hause. Da ärgerte sich die Sieben über alle Maßen und dachte: „Einen Schabernack mußt du den dummen, aufgeblasenen Dingern doch spielen und der einfältigen Drei auch."

Sie stellte sich nun ganz freundlich, und abends, als die Drei hinausgegangen war, da sagte die böse Sieben zu den Nullen: „Hört, ihr lieben Schwestern, ich begreife eigentlich nicht, warum ihr euch von der Drei so hofmeistern laßt. Sie verdankt doch nur euch ihre Größe, und zum Dank behandelt sie euch schlecht. Ich, an eurer Stelle, jagte sie fort und wohnte allein in meinem schönen Schloß!"

Damit ging die böse Sieben zu Bett, und die Nullen sprachen untereinander: „Die böse Sieben hat recht. Wir Nullen wollen allein bleiben und brauchen keinen Hofmeister."

Dabei bliesen sich die dummen Dinger auf und spreizten ihre hohlen Leiber und vergaßen in ihrem Dünkel und ihrem Undank, daß sie der guten Drei, die sie im Elend gefunden und

daraus gerettet hatte, erst ihre Größe verdankten. Und so beschlossen die Nullen, die gute Drei fortzujagen.

Am anderen Morgen, vor Tagesgrauen, machte sich die böse Sieben auf den Weg, denn sie dachte: „Besser, du gehst, als sie jagen dich fort! Mit den Nullen ist nicht zu spaßen, und nichts ist abgeschmackter, als ein Dummer, wenn er im Glücke sitzt."

Damit trollte sie fort. An der Straßenecke aber blieb sie stehen und lauschte um die Ecke, denn sie wollte erst sehen, wie viel ihr böser Rat gefruchtet und wie es der guten Drei ergehen würde.

Sie stand auch gar nicht lange, da öffnete sich die Tür, und da kam die arme Drei kopfüber herausgestolpert, denn die ganzen Nullen hatten angepackt und warfen die Drei nun hinaus, wie sie einst selbst von den Zahlen waren hinausgeworfen worden. Die gute Drei ging ganz ruhig fort, sie kränkte sich wohl über den Undank der Nullen, aber sie grollte ihnen nicht.

Nun machten sich die Nullen recht breit in ihrem Schlosse und sagten untereinander: „Nun wollen wir einmal spazieren gehen, damit die Leute sehen, daß wir unsere eignen Herren sind und keinen Hofmeister an der Spitze brauchen."

Da gingen die Nullen breit und aufgeblasen auf die Straße und wußten vor Dünkel und Hochmut nicht, wie sie sich drehen und wenden sollten.

Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie bemerkten, daß die Leute, statt sie ehrfurchtsvoll zu grüßen und ihnen auszuweichen, wie es sonst geschah, wenn sie, mit der Drei an der

Spitze, spazieren gingen, ihnen jetzt ins Gesicht lachten, sie auf die Seite stießen und die Jungen ihnen höhnisch nachriefen: „Die dummen Nullen!“

Ganz beschämt sahen sie einander an und sagten: „Kommt, wir wollen schnell nach Hause, es ist heute schlecht Wetter draußen.“

Da gingen sie, und als sie an das schöne Schloß kamen, da standen fremde Leute an der Tür, und aus den Fenstern sahen fremde Leute. Und als sie hinein wollten, jagten sie die Leute fort und riefen: „Was wollt ihr in dem schönen Schloß, ihr dummen Nullen? Ihr habt keinen Wert mehr, seit ihr die Drei fortgejagt habt.“

Dabei stießen die Leute sie fort, lachten und höhnten hinter ihnen drein, und die Nullen liefen fort, so schnell sie konnten, um die Drei wiederzuholen.

Und sie suchten die Drei überall, und wo sie hinkamen, da erzählten sie heulend und schreiend von dem bösen Rat, den ihnen die böse Sieben gegeben hatte. Und die Leute erzählten es einander wieder. So kam die Geschichte herum, und so wurden die Leute der Sieben gram. Deshalb heißt sie auch heutigentags noch überall die böse Sieben.

Die Nullen liefen aber und liefen, bis sie wieder an das kleine Häuschen kamen, wo die Zahlen wohnten. Da pochten sie ans Fenster und fragten: „Ist die Drei nicht drinnen?“

Die Drei war aber drinnen, und auch die böse Sieben war schon gekommen und stand hohnlachend dabei, als sie die Nullen sah. Als nun die Nullen so weinten und baten, wurde die gute Drei gerührt, sie machte die Tür auf, und die Nullen kamen herein.

Da fielen sich alle Schwestern und Stiefschwestern, die Zahlen und die Nullen, einander in die Arme, und auch die böse Sieben umarmte mit, und es wurde große Versöhnung gefeiert.

Dann beschlossen die Zahlen und die Nullen, alle zusammen hinaus in die Welt zu ziehen; und so geschah es auch. Sie zogen hinaus in die Welt, und da die Zahlen bei den Nullen und die Nullen bei den Zahlen standen, so ging das Wort der Mutter in Erfüllung; sie kamen zu Macht und Ansehen und beherrschten zuletzt die ganze Welt.



Elfentanz

Es war Hochsommer, mondweiße Nacht, Klingen und Singen. Aus der Schenke des Dorfes und aus dem mit bunten Laternen geschmückten Schenkengarten erscholl Hochzeitsmusik. Lust und Lachen tönten weithin durch die duftende Stille.

Die da im Myrtenkranze über der Flitterkrone mit dem stattlichen Bräutigam den Brauttanz tanzte, war ein schönes Mädchen, so blühend, so schön, daß einer im Gedanken an sie sich fast die Seele aus dem Leibe grämte in dieser silberweißen, klingenden Nacht.

Tom war es, der Hirt, der frühere Schatz des hübschen Mädchens. Um den reichen, feinen Bauernsohn hatte die habsüchtige Schönheit dem armen guten Jungen den Laufpaß gegeben. Nicht schnell genug hatte sie alle lieben und trauten Versprechen brechen können, als der Bursch mit den Säcken voll Silbertalern und dem reichen Erbgut zu ihr auf die Freite kam.

Tom sollte auch vergessen, — recht, recht schnell, — vergessen, daß sie einander gern gehabt hatten, so hätte sie es gern gehabt. Aber Tom war keiner, der diese Kunst verstand. Jedes

Wort, das ihm Glück verheißen und ihm Liebes gesagt hatte, klang lange in ihm nach. Tiefe Traurigkeit war über ihn gekommen und ließ ihn nicht mehr los. Wie ein Baum, den der Blitz getroffen hat, so war er in seinem Innern zerbrochen. Und dabei hatte er auch noch die Hochzeit mitfeiern müssen, scheinbar gleichmütig und stolz, damit der sich nicht noch den Spott der anderen Burschen und der fröhlichen Mädel zuzog.

Bis vor einer Weile hatte er es gekonnt, aber wie der Junimond auf den Tanzplatz unter der Linde schien und die lachende Braut immer mehr und mehr mit Glanz und Silber schmückte, da war es auf einmal aus gewesen mit der Beherrschung. Leise und unbemerkt hatte er sich im Wirbel des Tanzes davongeschlichen.

Der Mond machte die Straßen weiß und zeigte wie mit Fingern hinaus nach Wäldern und Hainen, wohin die jubelnde, kreischende Hochzeitsmusik nicht mehr tönte.

Und Tom ging dem weißen Fingerzeiger auf den weißen Wegen nach, ging durch schweigende Kornfelder und sirrende Wiesen, an klingenden Bächen entlang auf den Wald zu, der mit schneeweißen Birken wie mit stillen Toren feierlich lockte. Tief im Wald auf einer mondübergossenen Lichtung war es selig zu ruhen. Auch nicht der leiseste Ton von Geige oder Brummbaß klang bis hierher. Das Schweigen war so zart, daß es den traurigen Jungen wie eine feine Freundin überredete, seiner ganzen Trauer einmal Ausdruck zu geben.

Halb unbewußt hatte Tom seine alte Hirtenflöte plötzlich in der Hand, und über die Rispen und Dolden der kleinen Waldlichtung hin klang ein süßes, klagendes, ganz leises Lied.

Kein Zorn war darin, keine Anklage, kein wilder Schmerz, und doch war es, als ginge das Lied der ganzen Natur tief zu Herzen, als blicke der Mond, jeder Strauch, jedes Blumenauge innig auf den Spielenden. Wie ein Belauschtwerden, ein ganz eignes Belauscht- und Verstandenwerden kam es dem Spieler mit einemmal vor.

Wie ein Trost kam's heran, und wie um diesen Trost greifbar zu fassen, warf er die Flöte von sich und hob die Arme in die Luft.

Was war das?

Nicht Mondschein griff er, sondern richtige, fließende, feinste Seide. Ein schimmerndes, zauberzartes Gewebe war in seiner Hand.

Und wie er in schauerndem Staunen daran zog, war es, als ob Mondlicht und Tau und alle weiße Blumenpracht der Wiese plötzlich zu einem körperlichen Wesen zusammenflösse.

Ein Mädchen stand vor ihm, weiß und silberzart, wie vom Mond gefallen. Gewänder von einer schimmernden Schönheit, wie er sie nie gesehen, umhüllten die lieblichste Gestalt.

Er sah in ein weißes Gesicht, überirdisch leuchtend und wie nicht ganz wirklich in seinem Schimmer und Glanz; in Augen sah er vom tiefsten Blau.

Aus diesen Augen aber perlten plötzlich kristallklare Tränen; ein Aufschrei jäher Angst, weh und klagend, wie er ihn nie vernommen hatte, schrillte Tom an.

„Laß meinen Schleier!" flehte jammernd die wunderlieblichste Stimme.

Ja, er hielt ja den seidigen Stoff, das wie aus Mondglanz gesponnene Gewebe, das er vorhin aus der Luft gegriffen hatte, noch wie im Krampfe mit der Hand fest. Und nun riß er groß und klar seine grauen, blitzenden Augen auf. Das waren die alten, frohen, übermütigen Augen, in die sich die Liese, die heute freite, einmal verguckt hatte. Eine Freude, für die er kein Wort hätte finden können, durchrann ihn. Bis zum neckenden Uebermut stieg seine Lust an dem seltsamen Fang, den er da gemacht hatte. Sein betrogenes Herz vergaß nun wirklich alles Leid. Zu schön, zu wunderlustig schien ja der Augenblick.

„Ich lasse nicht los!" rief der Mann, und mit jeder Fiber erfaßte seine Seele von Augenblick zu Augenblick mehr das Seltsame, Unbegreifliche, das er mit diesem Schleierzipfel in der Hand hielt.

Flehte doch von Augenblick zu Augenblick inniger und lieblicher die todesbange Angst einer nie von Menschenhand berührten, überirdischen Gefangenen aus den blauen Schimmeraugen, die er immer dichter vor den seinen sah.

„Laß mich los, laß mich los!"

„Nein, ich lasse dich nicht!"

Immer jammernder bat sie, immer jubelnder verneinte er.

„Sage mir endlich, wer du bist!" sagte er dann, ganz Herr und stolzer, lachender Gebieter.

Da lag sie, durch ihren Schleier mit ihm verkettet, vor ihm im Mondschein auf den Knien im tauschimmernden Gras, und mit einer Stimme voll tiefem, rührendem Wohlklang berichtete sie:

„Ich bin nichts, ich bin niemand! Ich bin nur eine Dienerin, eine unfolgsame Dienerin der königlichen Elfen.

Einmal im Jahre in eben dieser Nacht tanzen die Töchter des Elfenkönigs auf dieser Wiese, und ich war entsandt, um ihnen den Tanzplatz zu bereiten und durch Ausbreiten unseres Bandzaubers Menschen und Menschentritte fern zu halten.

Durch einen Fingerwink hätte ich dich blenden oder einschläfern können, aber ach, das Lied, das du spieltest, das Lied mit seiner stillen Traurigkeit, nur das Lied ist schuld, das klang allzu süß. Ich vergaß den Zauber, ich näherte mich dir, ich wollte sehen, wie der aussah, der so traurig mit der Stille spricht. Seit tausend Jahren bist du der erste, dessen Hand eine von unserm Volke greifbar erfaßt. An meinem Schleier hast du mich so dicht herangezogen, daß ich dir sichtbar werden mußte, und je mehr du mich ansiehst, um so mehr werde ich dir untertan. Laß mich, laß mich, gib mich frei, sieh mich nicht so an. Ich muß zurück, hörst du mein Flehen nicht?"

„Was macht dir denn so bange Angst? Was geschieht, wenn du bei mir bleibst?" forschte der blonde Tom und stellte sich barscher, als sein heißschlagendes Herz es wirklich fühlte.

Da beugte die Elfenmaid sich noch tiefer vor ihm ins taufeuchte Gras.

„Wenn ich bei dir bleibe, muß ich vergehen, binnen kurzem vergehen, für immer vergehen. Im Reiche meines Fürsten, im Reiche der Elfen aber darf ich leben, solange der Mond auf diese Erde scheint," sagte sie ganz leise. „Wenn du mich freiläßt, will ich mich dir dankbar erweisen. Ich weiß etwas wunderbar Schönes, das ich dir antun könnte."

Da lachte Tom erst ein bißchen grob, so recht bauerngrob, wie all sein Gebaren neben dem feinen Elfenkind erschien.

„Etwas Schöneres als dich?" fragte er mit einem Anflug von galanter Neckerei.

Die Elfe richtete die glockenblumenblauen Augen ernsthaft auf ihn und sagte feierlich:

„Millionenmal schöner!"

Was denn das wäre? wollte Tom wissen.

Mit geheimnisvoller Stimme, die ihm trotz seines Uebermutes durch und durch ging, so lieblich klang sie, sprach die Gefangene:

„Das Schönste, was ein Mensch sehen kann, ist der Tanz meiner königlichen Herrinnen. Im Vergleich zu den herrlichen Wesen, die in dieser Nacht nach Urzeit Brauch diese Wiese betreten, bin ich selbst nur arm und derb. Meine Fürstinnen sind so schön und froh wie die Strahlen der lachenden Sonne und des lächelnden Mondes zusammen. Ich verschaffe dir, daß du sie siehst, um den Preis meiner Befreiung aus deiner Hand, aus deiner Macht!"

Wie so recht einer, der sich im Vorteil und im Uebergewicht befindet, triumphierte und erwog nun Tom.

Das Wunder in seiner Hand war ihm sicher, und außer ihrer Demut und Elfenschönheit hatte dies liebliche Kind auch noch einen Haarreifen von blitzenden Steinen von unermeßlichem Wert, wie Tom, der nun die träumerische Schwermut ganz abgestreift hatte, bemerkte.

Eine übermächtige Lust, die Elfenkönigstöchter, die noch viel schöner seien, tanzen zu sehen, faßte ihn einerseits; aber

andererseits machte der flehende Magdblick dieses Elfenkindes ihn ja selber zum König. Er erwog und erwog.

„Was bleibt mir denn, wenn ich all die Schönheit sehe, die du mir versprichst? Wie lange darf ich sie denn sehen? Wie oft darf ich sie sehen? Sehe ich sie denn überhaupt wieder? Oder nur einmal? Wie oft tanzen deines Königs Töchter denn auf dieser Wiese ihren Reigen?"

Wie ein kleiner Sonnenblitz fuhr bei dieser Frage des Menschensohnes ein zauberhaftes Schelmenlächeln über das Elfengesicht.

„Sie tanzen einmal in jedem Jahre in der Nacht nach dem längsten Tage!"

„Und würdest du mir verschaffen, daß ich sie dann immer wiedersehe?" fragte Tom, dem das Verlangen nach den geschilderten Wonnen mehr und mehr Herz und Sinne berauschte.

„In jedem Jahre bin ich zu jener Sommernacht hier, und wenn du dann kommst, will ich es dir verschaffen!" versprach sie feierlich.

Da gab Tom die Elfe frei.

Es war etwas in ihm, was mit einer solchen zwingenden Gewalt nach dem Anblick des Schönsten alles Schönen rief, daß ihn das Begehren nach der Reizenden vor ihm immer mehr verließ. Er wollte die Allerschönsten sehen, die noch tausendmal Schöneren als diese, die nur aus Mondstrahlen gewoben schien.

Er wollte die sehen, die aus Sonnenlachen und Mondlächeln zugleich bestanden.

Und er sah sie, sah den Reigen von Elfkönigs Töchtern.

Was dann weiter geschah?

Tom kehrte am andern Morgen als ein völlig Verwandelter in das Dorf zurück.

Ein blasser, ernster, todtrauriger Mann griff nach dem Hirtenstab. Wer Tom sah, der blieb verwundert stehen. Einen so seltsamen, erschütternden Ausdruck hatte des Jünglings Gesicht. Tom ging noch ein paar Wochen seine Herde weiden. Dann traf ihn irgendein Glück, irgendetwas, was die Menschen so nennen. Ein großer Reichtum fiel ihm durch Erbschaft zu, und er wurde Herr von Haus und Hof und großen weiten Feldern.

Und über diesen Reichtum herrschte er, als habe er ihn immer gehabt.

Alles, was er in die Hand nahm, gedieh ihm. Aber dabei war sein ganzes Herz doch ein einziger, reißender Schmerz. Was nützte ihm sein Reichtum, sein Haus, sein Hof, die ganze Welt — er hatte die Elfen tanzen sehen, er hatte Elfkönigs Töchter tanzen sehen.

Was konnten ihm Gold und Silber, Braten und Wein, Pferde und Wagen, Felder und Wälder noch sein?

Was konnten ihm die schönen Bauerntöchter sein, die ihn anlachten, als hätte jede ihn gern zum Mann genommen? Die er früher geliebt, um die er sich so sehr gehärmt, wie lächerlich grob und plump und armselig erschien ihm sogar nun die!

Fahl, leer, farblos erschien ihm die Welt. — Er hatte Elfkönigs Töchter tanzen sehen!

Diese Sehnsucht nun in seiner Brust!

Ja, er dachte nichts, er fühlte nichts, er träumte nichts mehr als die überirdische Anmut, die leuchtende Lieblichkeit von Elfkönigs Töchtern.

Grübelnd zerquälte er sein Gemüt.

Er hätte eine am Schleier halten sollen, eine zwingen sollen, mit ihm zu gehen. Und wenn es nur Wochen und Monate gedauert hätte, und wenn er dann verloren gewesen wäre in Ewigkeit, er hätte eine dieser Elfinnen zwingen müssen, sein Weib zu werden, eine dieser wunderbaren!

Durch seinen irren dumpfen Gram zuckte nur, als Wochen auf Wochen verrannen, manchmal ein lockender, leuchtender Trost. —

Ja, die Zeit würde ja vergehen. Ein Jahr würde im Fluge vergehen! —

Und er sollte sie ja wiedersehen. „Nach einem Jahr!" hatte die gefangene Elfe ihm ja verheißen.

Ein Jahr schien wohl eine Ewigkeit für eine Sehnsucht, wie er sie besaß.

Zwölf Monde, die zunehmen und vergehen. —

Wie langsam stieg die Wartezeit treppauf.

Aber allmählich rollten doch drei, dann sechs, dann neun Monate sich ab. Und noch einer! Und noch einer! Die Wartezeit ging treppab, hüpfend, springend! —

Nun ging Tom nicht mehr wie ein trotz seines Reichtums von unheimlichem Geschick Getroffener umher.

Nein, ein Glanz und Schein hoher, wunderbarer Hoffnung und Erwartung umfloß den einsamen Mann. Wer ihn sah, dem blieb tagelang ein Erinnern an einen ganz eigenen

Glanz; — es war ja auch Sommer und alles leuchtete und glänzte: es war lange kein Sommer über die Erde gegangen wie dieser.

Wie prangten Toms Fluren, wie strotzten seine blumigen Wiesen!

Und auf den schönsten Tag dieses sonnenschönen Sommers folgte eine mondzarte, wenn auch nicht im vollen Mondzauber prangende Nacht. Toms Herz sang und klang.

Er brauchte in dieser Nacht nicht die Flöte zu spielen.

Er schritt wieder nach dem Wald durch das Baumtor, wo die weißen Birken wie geisterhafte Wärter Wache standen. Er schritt nach der Lichtung, er spähte, er spähte im ungewissen Licht. Er schaute sich fast die Augen aus, seine Sehnsucht kannte keine Grenzen mehr.

Aber Stunde auf Stunde verrann, und Elfkönigs Töchter kamen nicht.

Tom wartete schließlich auf den Knien mit gefalteten Händen; er hoffte und verzagte, er verzagte und hoffte.

Stunden verrannen so. Nein, es konnte keine Sehnsucht geben wie seine, es durfte keine Täuschung geben, wie er sie eben erfuhr.

Tom stieß schließlich einen so wilden Weheruf aus, daß es wieder schien, als ob dieser Menschenruf der fühllosen Natur das Herz erweiche.

Die Birken am Waldrand, die weißen Dolden der Wiese schienen sich erbarmend zu neigen.

Und über die Wiese kam es jetzt daher.

Eine einzige luftige Gestalt kam daher in schwebendem, lächelndem, neckischem Tanze.

Keine Elfkönigstochter aus Mondsilber und Sonnengold, nur ein mondweißes, bekanntes, wunderliebliches Gebild. Die im Schleier gefangene Elfe vom vorigen Jahre.

Keine Klagende jetzt, keine Demütige.

Neckend im lieblichsten Uebermut, wie eine Libelle im blitzenden Tanze einen Augenblick stillhält, stand sie vor Tom.

Aus den blauen Augen sah sie ihn mit irrlichtschimmerndem Glanze an.

„Nun?“

Ja, wo Elfkönigs Töchter denn blieben? Ja, wo sie denn blieben?

Heute, heute sei ja die versprochene Wiedersehensnacht.

Verzweifelt, hoffend, händeringend stand der bleiche, große Tor vor dem blitzenden, flirrenden, neckenden Geisterkind.

„Heute?“ lachte die.

„Nun ja!“ Alle Jahre doch sollten sie hier tanzen, in der Nacht nach des Sommers längstem Tage. So hatte sie's gesagt.

„Alle Jahre?“

Wie ein kristallnes Glöckchen klang ein übermütiges Lachen über die Wiese hin.

„Alle Jahre? Nun wohl! Aber meinst du etwa alle Erdenjahre, du Menschentor? Alle Elfenjahre meinte ich doch natürlich! Nach Elfenjahren zählen wir alle doch in Elfenkönigs Reich! Tausend Menschenjahre, du törichter Tor, der sich von den Elfen betrügen ließ, ergeben ein Elfenjahr!“

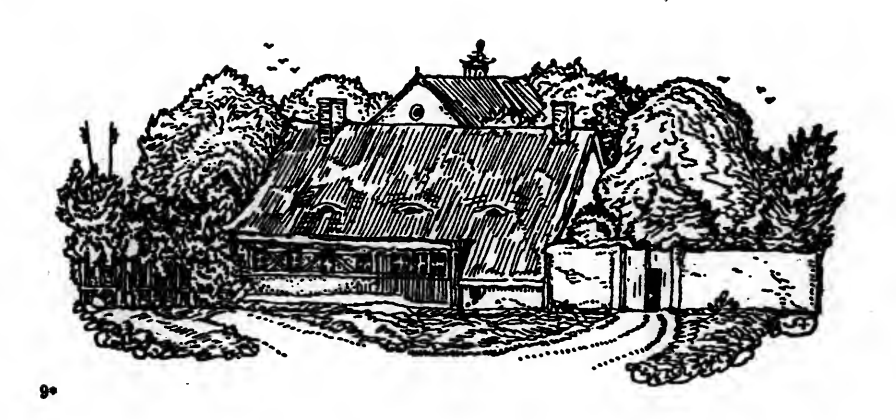
Was aus Tom wurde?

Er hat sein Lachen nicht wiedergefunden.

Aber auch seine Sehnsucht nach den Elfen hat er in dieser Nacht verlernt.

Er ist still seiner Arbeit nachgegangen, gleichgültig, verdrossen, Jahr um Jahre, nicht allzu viele.

Nach seinem frühen Tode ist der große Hof, den er zu schönster Ordnung heraufgearbeitet hatte, wieder lachenden, frohen, alltäglichen Menschen zugefallen, die von Elfen nichts wußten und die Sehnsucht nach ihrer überirdischen Schönheit nicht kannten.



Der Glasbläser von Murano

Es war am Kirchweihfest von San Marco vor vielen hundert Jahren im herrlichen, damals noch viel mehr als heute blendenden und goldstrotzenden Venedig.

Fackeln und edle Lampen erhellten den Markusplatz, und schöne Menschen in bunter, malerischer Tracht wogten lachend, schwatzend, sich fächelnd auf dem von Marmorpalästen und Säulenhallen umstandenen schönsten Platze der Welt hin und her.

Ein Paar war unter ihnen, nach dem sich aller Augen wandten, um das sich alle Gespräche drehten. Wer der braune Jüngling mit dem kecken Lachen auf den roten Lippen war, das hatte man allmählich herausgebracht, da dieser und jener aus der Menge ihn kannte. Luciano hieß er und war Glasbläser in einer der weltberühmten Glasbläsereien der nahen Insel Murano.

Wer, ja aber wer war nur das Mädchen an seinem Arm? Keiner hatte sie je gesehen, keiner auch nur je ihresgleichen.

Inmitten aller der schönen, noblen und allernobelsten Venezianerinnen fiel sie jedem Blicke als etwas Besonderes auf, als ein Wunder von Zierlichkeit und Feinheit.

Ein mattgleißender Schimmer ging von ihr aus. Ihre Haut war von milchzarter Durchsichtigkeit, von unsagbarer Anmut, von zerbrechlicher Zartheit ihre entzückende Gestalt. Ihr Haar war vom schönsten venezianischen Goldblond, ihr Lachen silberhell. Ihr Anzug aus lauter Spitzen, Schleifen, Tressen und Zacken wie zusammengezaubert.

Jeder kleinste Zierat an der rechten Stelle anmutig angebracht.

Wie sie sich bewegte, das Hälschen drehte, die kleinen Hände zur Geltung brachte zum lebhaften Mienenspiel! Es war einfach entzückend.

Wer ist sie nur?

Wer ist sie nur?

„Signor Luciano, sagt doch, woher habt Ihr die reizende Braut?“ so huschte und tuschelte und sprühte es leise und laut um das vergnügte Pärchen her.

Luciano machte geheimnisvolle, verschmitzte Gesichter, zog die Brauen wie Säulenbogen hoch in die Stirn, legte zwei Finger auf den Mund, gab ausweichenden, neckischen Bescheid, in den das Mädchen wie ein Kristallglöckchen in ein silbernes Glockenspiel einstimmte.

O, mochten die Leute sich doch die Köpfe zerbrechen.

Luciano glühte und sprühte vor tollem Uebermut.

Keiner hatte sein zierliches Mädchen je gesehen??

So? — — O! — —

Er hätte sich totlachen können!

Das war freilich nicht zu verwundern!

Er selbst hatte sich die Reizende ja gestern erst selber — geblasen!

Das war so gekommen:

Er hatte den ganzen Tag in brennendem Unmut verbracht. Nichts wollte ihm gelingen.

Er war der erste und geschickteste Bläser der Werkstatt. Seine Muschel- und Delphinenvasen in mattschimmernden Meeres- und Sonnenuntergangsfarben, aus einem Guß, mit tausend Fäden, auf Stielen, dünn wie Blumenstengel, mit edlen Zierhenkeln geschmückt, gehörten zu der kostbarsten Ware der ganzen weltbekannten Glasbläserei.

Bis Paris, ja bis Byzanz waren sie berühmt und begehrt.

Seine Phantasie war blühend und unerschöpflich, sobald er mit der Glaspfeife vor seinem blitzscharfen, blauen Feuerlein saß.

Nur gestern waren ihm seine schimmernden Gebilde lächerlich mißraten.

Der Fabrikherr hatte seltsame Augen gemacht, als er die schiefen, plumpen Machwerke sah, die Kameraden waren blinzelnd, lächelnd, pfeifend an ihm vorübergegangen.

Das mußte er sich gefallen lassen!

Die Wut zerriß ihn fast.

Niemand als sie, die Tonia, war daran schuld!

Sein sonst liebes, schönes Mädel! Wie grollte er ihr!

Von seiner Kindheit an hatte er sie gern.

Aber seit gestern wollte sie keinen Kuß mehr von ihm haben, weil ihr Vater, der zugleich sein Herr war, die Verlobung noch nicht zuließ; Luciano müsse als Schwiegersohn des obersten Zunftherrn der edlen Glasbläser eine weit größere Barschaft nachweisen können!

Als ob ihn seine Geschicklichkeit nicht allein zum Edelmann machte?

Und daß die Zunftmeisterstochter so weit ging in der Uebereinstimmung mit ihrem Vater, daß sie dem Freund der Kindheit den heimlichsten Handdruck, den leisesten Kuß verwehrte!

Heftig waren sie gestern aneinander geraten. Dumpfe Trübsal hatte er heute ins mondlichte Glas hineingeblasen den ganzen Tag.

Erst als der Abend kam, als die anderen fort waren und er sich als der einzige in den leeren Räumen der Werkstatt befand, ward ihm ein wenig besser und freier zumute.

Er fand sein Lächeln wieder, ja, sein Lachen, ein ganz besonders helles, belustigtes Lachen.

Er setzte sich noch einmal mit der Glaspfeife und einem ganz besonders schönen, opalbunten Glasstab vor die Stichflamme.

Er blies und blies, formte mit Zängchen und Stäbchen und Spachteln zierlich und emsig, setzte Faden und Spitzen, Perlen und Perlchen auf, lächelte, lachte, ja, fand ein immer schöneres, immer befreiteres Lachen.

Er blies sich aber auch etwas gar zu Schönes.

Ein Mädchen!!

Und er blies die ganze leidenschaftliche Inbrunst eines plötzlich erwachten, toll-trotzigen Wunsches hinein.

Sie sollte leben, sein Glaspüppchen, leben, damit die Tonia sich ärgerte!

Dem Zunftfräulein zum Trotz, sich selbst zum entzückenden Spaße sollte sie leben.

Er kannte so eine alte Zauberformel, die freilich aus Angst vor dem ungeheuren Unfug noch keiner versucht hatte.

In ihm war aber heut gerade solche Unfugstimmung.

Für „sieben Abende" verhieß die Formel solch einem Glaspüppchen Leben.

O ja! — O wahrhaftig und wirklich! Ja!

Einen kleinen spitzen und klirrenden Angstschrei gab's — da war die Sache geschehen!

Erschaffen, erblasen!

Aus milchig weißem, rosig, bläulich und goldig durchhauchtem Glas das zierlichste, weiblichste Geschöpf!

Leben und Lachen war jede Fiber an ihr.

Und er brauchte ihr gar nichts zu erklären.

Sie stand fix und fertig im Leben.

Sie wußte alles.

Sie nahm ihr Falbelkleidchen zusammen und hängte sich an seinen Arm. Und er führte sie glückstrahlend durch die Gäßchen und auf die Gondel.

Denn sie verlangte direkt auf den Markusplatz, zur Musik, ins Licht, unter recht viele Menschen, ins lachendste Venedig.

Und da genoß er denn den Abend, wie er noch keinen genossen hatte, in Stolz und Triumph.

Luciano Salviati konnte den nächsten Abend gar nicht erwarten.

Seltsame Meisterstücke von Vasen und Schalen blies er heute, aufgerichtete Schlänglein und wildflossige Fische, Tritone und Delphine mit Glotzaugen und weit aufgesperrtem Rachen.

Die Lebenslust fieberte nur so in ihm.

Dachte er doch, wo er ging und stand, mit innerem Auflachen an sein Abenteuer.

Hörte er doch von allen Seiten das fragende Gezischel der Kameraden. Wer sie denn nur sei, seine wunderreizende Dame.

Wo sie wohl wohne?

‚In meiner Muhme Glasschrank!' hätte er einmal in unbändigem Uebermut beinahe herausgeprustet.

Aber er hütete sich wohl, lachte nur in sich hinein, lachte geheimnisvoll und schwieg, dachte an den zierlichen Schatz, dachte auch einmal mit zuckendem Herzschlag an Tonia.

Ob sie es schon erfahren hatte?

Was sie wohl dachte?

O, Sehnsucht hatte er durchaus nicht nach ihr!

Wenn's nur erst Abend wäre! Der Spaß wieder anfinge mit seiner Geblasenen.

Vor der Haustür des bewußten Hauses um acht, der alten, bronzebeschlagenen Tür, die nach dem Gäßchen führte und kein Marienbild trug, dann durch so und so viel weitere Gäßchen zum Halteplatz der Gondeln an der Piazza der Insel, wollte sie ihn erwarten, hatte sie ihm gesagt.

Und richtig, da stand sie!

Die kleine Taille ebenso schmal, die Falbelchen ebenso gepreßt und getollt, die Spitzchen so zierlich zurechtgezupft, die Schleifchen so spitz gezogen.

Mit genau demselben klingenden Kichern und Flüstern steckte sie ihr zartes, längliches Händchen durch seinen Arm, als sie auf der Piazzetta der Gondel entstiegen.

Auf dem Markusplatz wogte wieder die farbige, rauschende Menge, dichter noch als gestern.

Luciano hatte alle Not, die drängelnde Neugier von seiner Glasliebsten fernzuhalten, daß ihr kein Leid geschah.

Er schlüpfte königlich mit ihr hindurch durchs plätschernde Menschenmeer.

„Seht doch! Seht doch!“ hörte er's um sich raunen. „Wie zart! Wie zerbrechlich! Wie schimmernd! Perlenfein, fast zum Umknicken!“

Er sah alles, hörte alles! Er amüsierte sich königlich. Berühmte Maler gerieten in Verzückung. Edle Venezianerinnen verrenkten sich die Hälse nach dem Schnitt von Glaspüppchens Kleid, nach dem Muster ihrer Spitzen.

Er sah auch die Tonia im Schwarm.

Die sonst Rosige war bleich, und es war ein Ausdruck auf ihrem Gesicht von edelster Trauer. Einen Stich seliger Freude gab es ihm ins Herz. So warm und froh ward ihm, daß er der plappernden Kleinen an seiner Seite den dünnen Arm voll leiser Innigkeit drückte.

Ein kleiner spitzer, spröder Schrei gebot ihm da Vorsicht.

Holla! Was fiel ihm aber auch ein!

Weiter schlüpfte er mit stolz geheimnisvollem Gesicht durch die Menge.

Am nächsten Abend zeigte sich das Paar auf dem Rialto.

Am vierten an der Riva dei Schiavoni, wo die großen ausländischen Schiffe lagen.

Und nun währte Lucianos Abenteuer schon den fünften Tag. Ein wenig abgespannt war er bereits, ein wenig müde des Spiels. Es war immer dasselbe!

Kichern, Lachen, Glänzen, Schimmern! Fingerchenheben und Falbelchenrauschen!

Ueber drei bis vier Sätze kam das Gespräch nicht hinaus. Und wie hohl und leer war's!

Als Luciano aber in seiner Werkstatt vor dem Feuer saß, belebte sich sein Geist.

Ein Glanz kam in seine Augen.

Er wollte heute etwas ganz besonders Feines, Edles blasen. Eine Vase schwebte ihm vor, schlank und hoch, eine trichterartige Blüte, etwa eine weiße Winde, von phantasievollen, flügelartigen Henkeln schön gestützt.

Andächtig suchte er die Vorstellung zu fassen. Er tauchte die Glaspfeife in den milchigen und goldigen Schmelz.

Da ließ sich durch einen Bediensteten der Werkstatt ein reicher venezianischer Kaufherr bei ihm melden. Der Herr warte auf dem Brunnenhof des Gebäudes, hieß es, und ließe Luciano um eine kleine Unterredung bitten, sobald der sich freimachen könne.

Das konnte Luciano sogleich.

Er bewegte sich freier, selbständiger, als er es bisher gedurft.

Signor Macini, sein Meister, mit dem er noch trotzte, ging respektvoll und vorsichtig mit ihm um, als sei er selbst eine unschätzbare Glasvase.

Das Rätsel, das ihn umgab, schien den Herrn, wie alle anderen Leute, zu verblüffen.

Vielleicht fürchtete er auch, daß sein erster Bläser ihn verlassen würde, gerade jetzt, wo dessen Kunst so seltsam reich und schöpferisch blühte.

Luciano schmunzelte viel seine geheime Gedanken in seine Arbeiten hinein. —

Der edle Herr, der ihn sprechen wollte, war ein Spezereihändler, einer der größten und reichsten der damals reichsten Stadt.

Er hatte durch Handel mit edlem Zimt, scharfen Nelken und beißendem Pfeffer ganze Gewölbe voll Goldes verdient. Einer der schönsten Paläste am großen Kanal war sein. Dort versammelte er gern die vornehme Gesellschaft der Lagunenstadt und die edlen Zugereisten der Ferne zu festlichen Gelagen in den großen Sälen mit den seidenen Purpurtapeten, den schimmernden Spiegelwänden.

Sein Anliegen an den Glasbläser war dies: Zu Ehren eines englischen Gesandten sollte heut abend ein Festmahl bei ihm stattfinden. Viele venezianische Nobili mit Frauen und Töchtern würden seine Gäste sein. Aller Glanz, alle Schönheit solle sich vereinen.

Das schönste Kleinod Venedigs aber sei unstreitig die Dame, die man schon ein paar Abende lang an Lucianos Arm gesehen. Sie, die Unbekannte, Lucianos Schutzbefohlene, Verwandte oder Braut auf seinem Feste zu sehen — nichts käme einem solchen Schmucke gleich.

Mit einer fürstlichen Summe wollte er es Luciano lohnen, wenn er es fertigbringe, daß die Schöne für einen Abend als hochgeehrter Gast seine Gesellschaft ziere.

Vorzüglich schauspielerte Luciano beim Anhören dieser Worte tiefste Entrüstung.

Geld?? — — Und seine edle Freundin zu einem Feste überreden, zu dem er selbst nicht geladen war?

Doch geschickt lenkte er ein, wenn auch noch mit finsterer Stirn.

Er murmelte mit düsterer Miene das Wort Mitgift, flüsterte etwas von habsüchtigen Verwandten. Herablassend schien er den verhaßten Vorschlag halb und halb in Erwägung zu ziehen, dabei wollte er sich innerlich totlachen.

O, das paßte ja herrlich, ausgezeichnet! Gern, nur zu gern gab er sein Glaspüppchen frei!

Wie hatte er sich heute einen freien Abend gewünscht!

Eine alte Verwandte hatte ihn eingeladen und angedeutet, daß er Tonia bei ihr treffen solle. Tonia, die sich verzehre nach ein paar Worten über sein unerhörtes Benehmen.

Unentschieden hatte er antworten müssen.

Denn wie sollte er es machen? Wo sollte er die Gläserne den ganzen Abend lassen, wenn nicht sicher an seinem Arm?

Nun kam das Ersuchen des Zimthändlers ihm sehr gelegen. Die beiden Männer sprachen und verhandelten lange hin und her.

„Nun, es sei!“ gab Luciano endlich zu.

Wenn der Herr seine Schutzbefohlene und Verwandte bestimmt unter seinen persönlichen Schutz nähme — sie mit der ausgesuchtesten Zartheit behandelte! — Sie sei von einer Empfindlichkeit ohnegleichen, von einer Empfindlichkeit, von der sich kein Mensch einen Begriff mache. Schon ein Handdruck sei ihr zuviel. Wenn der Herr mit Handschlag verspreche, auch nicht ihren kleinen Finger zu berühren — — so wolle er sie dann für drei Abendstunden zur Verherrlichung jenes Festes ihm in der Gondel zuführen! Und in der Gondel wollte er sie selbst wieder abholen! — —

Welch ein Abend war das für Luciano! Er fand seine Tonia wieder, fand das alte, warme, treue Herz!

Er brauchte nicht viel Worte, um ihr alles zu sagen. So innig und völlig verstanden sie sich, daß er das Geheimnis des Glasfräuleins lachend in ihr Mitwissen legte.

Sie lachten, wie sie noch nie zusammen gelacht hatten.

Sie tanzten den schönsten venezianischen Tanz zu der alten Base Lautenspiel vor Freude.

Aber dann mußte Luciano scheiden.

Er nahm wieder seine finstere Miene an. Finster schlug er den schwarzen, stolzwallenden Mantel um seine Schultern.

Gebietend schritt er über die marmorne Schiffstreppe zum edlen, von kolossaler Laterne beleuchteten Portal des Palazzo hinauf.

Goldstrotzende Diener rissen mit auffallender Beflissenheit alle Tore und Türen vor ihm auf.

Man führte ihn in ein von vergoldeten Holzschnitzereien strotzendes Vorzimmer.

Da stand er kaum einen Augenblick, als der Kaufherr wie ein Wahnsinniger zu ihm hereinstürzte.

Mit flehend ausgestreckten Armen stürzte er vor Luciano auf die Knie.

„Gnade! Gnade! Gnade!" flüsterte er mit angstverzerrtem Gesicht.

Immer von neuem. Immer von neuem.

Bis Luciano ihm mit hoheitsvoller Miene deutlich zu reden gebot.

Der Kaufherr sagte dies: Er könne wahrhaftig und bei seiner Seele Seligkeit nichts dafür! Er habe die edle anvertraute Dame richtig und ritterlich beschützt — gehütet wie seinen Augapfel — — vor jeder Berührung bewahrt — — Sie habe bei Tafel an seiner Seite gesessen, gefeiert und bewundert. Nicht einen Handkuß habe er sich erlaubt. Nur später, nach der Tafel, beim Tanz — — In einer Fensternische, die nach dem Kanal schaute. Nur einmal, nur ein ganz klein wenig herzlich, sehr zart, habe er da den Arm um ihre Taille gelegt — — Da sei etwas Unglaubliches, Unerklärliches, Entsetzliches geschehen —

Die Zähne schlugen ihm noch aufeinander, als er davon sprechen wollte.

Es habe einen sonderbaren Knacks gegeben —

Und die Dame sei verschwunden — —

Zum Fenster hinaus — sei sein erster entsetzter Gedanke gewesen. Aber dann hätte er sie doch müssen springen sehen — draußen schwimmen — Nein fort, ganz fort — — Sozusagen zersprungen. Ein Häufchen glänzendes, weißes Pulver habe auf der Erde gelegen —

Der bleiche Mann öffnete zitternd die krampfhaft geschlossene Hand und hielt sie Luciano hin — — —

Und mit dem Blick eines Untersuchungsrichters blickte dieser ganz nahe darauf. —

Es war Glasstaub!

Er hatte es sich sofort gedacht.

Die Geblasene war bei der zu festen Berührung des Zimthändlers einfach zersprungen.

Das sagte Luciano aber natürlich nicht.

Wie hätte er es auch vor verhaltenem Lachen können!

Er blieb würdevoll, unheimlich, rätselhaft.

In einem langen Gespräch versprach er seinem Gegenüber voll schauriger Ruhe (unter gründlicher Verachtung) gegen eine Entschädigung von einer halben Million Golddukaten die unheimliche Geschichte den Verwandten der Dame gegenüber ins Gleis zu bringen, alle Untersuchungen zu unterdrücken.

Diese halbe Million hat der edle Herr Luciano Salviati, des berühmten Glaserzeugers Piero Miniato Schwiegersohn und Mitarbeiter, später zum Bau eines Altersasyls auf der Insel Murano verwendet.

Er war so glücklich, so überglücklich geworden mit seiner geliebten, edlen und gehaltvollen Tonia und in seiner immer schöner reifenden Kunst, daß sich niemand über seine Stiftung wunderte, und daß es, bis auf den jetzigen Augenblick, Geheimnis bleiben konnte, was es mit dieser Stiftungssumme eigentlich für eine Bewandtnis hatte.



Die Einzelmännchen

Es war einmal beim Christbaumschlagen. Der Herr des Schlosses und Gutes, der Eigner all der unermeßlichen Waldungen, die Berg und Tal, so weit man sah, überdeckten, war ein frohherziger und hochherziger Mann. Er hatte das reiche ungepflegte Erbe lachend angetreten, und lachend ließ er anderen ihr Teil. Freilich in Reihe und Ordnung, nicht in Verwilderung. Zwei Reisigtage gab er den armen Leuten jede Woche. Und jedes Jahr gab er den Jungen der ersten Dorfschulklasse, den elf- bis vierzehnjährigen Jungen, einen Nachmittag im Dezember drei Stunden frei zum Christbaumschlagen. Möchten die dicken, dichten Bestände nur gelüftet werden! Der wilde, schöne Wald hatte sich selbst immer wieder angesät. Da wuchs Jungholz wie Gras. Die Leute waren arm. Und in den nahen Städten hatte die Christbaummode eben angefangen.

Damals spielte nämlich das Märchen.

Und Richard und Rainer und Heinz und Kurt und noch zwanzig andere waren heute hinausgezogen ins glitzernde, blen-

dende, bläulich verdämmernde Weiß des schneebelasteten Bergwaldes hinein, die große Straße hin, dann die Schneise hinauf zur Höhe. Sie hatten ihre Aexte mit, ihre Taue, um die Bäume und Bäumlein zu Lasten zusammengebunden zu Tal zu schleifen. Der Platz da oben war ihnen diesmal angewiesen, das meilenweite Revier der Blaukopfkuppe, einer der weitschauendsten im alttiefen Waldgebirge.

Und nicht lange, da tönte ihr Rufen und Lachen und der Schlag ihrer scharfen Aexte schallend, widerhallend, nur vom spinnwebzarten, glasklaren Sang eines Wintervögleins — trotz allen Lärmens hörbar — begleitet, durch den kirchenstillen Wald.

Sie hielten sich alle zusammen, halfen einander, schlugen zu zweien gemeinsam ihre Bäume und Bäumchen, taten die geschlagenen in eins, schnürten große Packen, die je vier zu Tal zogen, brachten das Gemeinsame auf gemeinsamen Wagen, dran alle gemeinsam zogen oder schoben, auf den Christmarkt der Stadt, teilten den gemeinsamen Erlös — jeder gleichviel! — So war's schön! So war's immer gewesen seit den frohen Jahren des neuen Herrn.

Einer hatte sich's aber diesmal anders ersonnen. Den einen hatte es, seit er beim Schlagen mittun durfte, heimlich gewurmt, daß er, der der kräftigste und fleißigste war und dem's doppelt darauf ankam, zu verdienen, zehnfach so viel schaffte als die anderen, und daß es dann doch aufs Gemeinsame ging.

Der blonde Volkert war's, ein schlanker, starker, mächtig tüchtiger Junge. Dem saß eine Arbeitslust, ein Vorwärtswollen

im Blut, wie keinem anderen. Er hatte eine zarte Mutter, viele Geschwister, keinen Vater mehr.

Es war sein Stolz und Glück, daß er der Mutter so viel verdienen half. Er war schon ein geschickter Handwerker, lernte und guckte sich dazu ab, was er konnte, tat keinen Handgriff ohne Besinnen, faßte jedes Ding am richtigen Ende mit rechter Kraft an und nützte jede Minute. Er sparte schon für die Kleinen, sorgte mit der Mutter zusammen, daß es die Kinder gut hatten und anderen nicht nachstanden.

Beim Christbaumschlagen hatte er in den letzten Jahren immer die Hälfte der gesamten Arbeit getan. Diesmal war er zum letzten Male dabei. Er war schon vierzehn. Und da war's ihm, als müßte er diesmal alle Kraft zusammennehmen, um den Geschwistern noch etwas zusammenzubringen. Mächtig hatte es ihn in der Erinnerung seit Wochen geärgert, wie die Jungen im vorigen Jahr gelacht und geschneeballt, getändelt und getrödelt hatten, wie die Stunden des Fleißes ihnen mindestens zur Hälfte Spiel und Fest gewesen, wieviel von ihnen versäumt worden war. Ihm war's auf jede Minute angekommen. Er hatte geschafft und geschafft. Und seine Kraft war auch überwiegend gewesen. Keine Axt flog so schnell und sicher ins Holz. Kein Junge schleppte so große Bäume und so schnell und so weit. Er meinte, mindestens die Hälfte des Ganzen habe er allein getan. Und in zwanzig gleiche Teile war dann der Erlös gegangen!

Nein, das sollte diesmal anders sein!

Volkert schlug heute allein und auf eigene Rechnung. Die anderen hatten ihn ausgelacht, als er sie zu schärferem Arbeiten

angespornt. Da hatte es Streit gegeben, viel Püffe, Grollen und Drohen. Er hatte es durchblicken lassen: „Ohne mich könnt ihr doch nicht fertig werden! Werdet schon sehen!" Da hatten sie aber nur um so lustiger gelacht.

Und nun schlugen sie alle zusammen auf einer Holzhalde, und Volkert schlug für sich allein ganz auf einem anderen Fleck, so weit vom ersten, daß er vom Lachen und Rufen der Kameraden keinen Ton mehr hörte. Er jauchzte, daß er allein war. Er konnte schweigen und arbeiten, sich einmal ausarbeiten nach Herzenslust. Mit scharfem Blick musterte er den Wald, um die größten der vom Waldwart mit einem Axthieb bezeichneten Bäume zu erspähen. Er suchte und schlug, schlug und suchte. Drei Bäume, fünfzehn- bis zwanzigjährige Tannen und Fichten seiner eigenen Größe, die rechten Christbäume für Säle und Kirchen und die Häuser der Reichen, hatte er nun gefällt. Auf fünfzig wollte er's bringen. Was er heute nicht zu Tal brachte, wollte er morgen holen.

Da gab es aber einen Aufenthalt im rüstigen Schaffen.

Was war das?

Nein, so dumm! So dumm! — —

Blieb da im Knorz eines Tannenstammes plötzlich Volkerts Axt stecken! Stak und war nicht vom Fleck zu bewegen, stak, als wäre diese dumme Stammverdickung selbst von Eisen und hätte sich mit der eisernen Axt in eins verschmolzen! Vorsichtig, mit gesammelter Kraft, dann ärgerlich, wütend, unruhig versuchte der Junge, die Axt herauszuziehen. Das mußte er doch erzwingen!

Aber er erzwang es nicht! Die Axt war wie verzaubert. Er brachte Viertelstunden, nein schließlich Stunden zu mit nutzlosem Mühen. Der schneekalte Boden brannte ihm wie Feuer unter seinen Füßen. Er hatte ja keine Zeit zu verlieren! Der Nachmittag kam, die Dämmerung brach bald an.

Da setzte sich der große, stolze Volkert schließlich ganz kleinlaut, ganz gebrochen, schluchzend wie ein hilfloses Mädchen in die Nähe der Unheilstätte auf einen moosüberwachsenen Stein. Er gab sich ganz seinem Schmerze hin. Sollte er jetzt zu den anderen gehen, sollte er die bitten, seine Axt zu befreien, oder sollte er sie gar bitten, ihn wieder unter sich einzustellen, sollte er sich so demütigen? Nein, wenigstens noch einmal ein Zusammenraffen aller Kraft! — Einen letzten Versuch! Er riß sich auf aus seiner kläglichen Stellung, wollte aufspringen. —

Da blieb sein Blick am putzigsten und jämmerlichsten Anblick haften, den er je gehabt. Er guckte, guckte, groß, immer größer, glaubte seinen Augen nicht zu trauen.

Da vor ihm, auch auf einem Stein, nur auf einem viel kleineren, hockte ebenfalls eine nur puppenwinzige Gestalt, ein zittriges Greislein, im moosfahlen, verschabten Wams, mit flechtenfahlem, zerzaustem Bart und wirrem Schopf, das winzige, runzlige, zwerghaft verhutzelte Gesicht eitel Uebellaune, Verbitterung, Mißmut. Ja, Tränen um Tränen perlten aus den stecknadelgroßen eisblauen Augen, und unter Schluchzen hob sich ein rauhes, rostiges Stimmchen:

„Weil ich dich weinen seh', großer Mensch, muß ich auch weinen. Du hast recht, daß du weinst. Ach, elend, elend, langweilig, ekelhaft ist die Welt!" —

Volkert sprang mit federndem Sprunge auf, all sein Leid vergessend. Er reckte sich hoch und breit —

„Nun aber!" rief er wieder ganz frisch. — „So schlimm ist's doch wirklich nicht. Fehlt dir was, darf ich helfen, sage mir's. Wimmern und Weinen kann ich nicht leiden."

Das Männchen flennte nur mit quietschendem Stimmchen: „Du weinst ja doch selber —!"

„Ja, ich! —"

Das war ja doch etwas ganz anderes! Volkert erzählte dem Kleinen in kurzen kräftigen Bubenworten, was ihm geschehen sei und wie wütend er sich eben geärgert habe. Und während er erzählte und das greise Männchen ihn so eigen ansah, blitzte ihm ein Gedanke auf. Eine Erinnerung an Großmuttermärchen, an gütiges, winziges Helfervolk, an Zwerg und Heimchen und Heinzelmännchen.

„Bist du etwa gar eins? Ein Heinzelmännchen?" rief er, seine Rede unterbrechend, lustdurchzuckt auf. — „Kannst du etwa helfen? Ihr könnt's ja und sollt ja Wunder vollbringen, ihr winziges Volk."

Das Hutzelchen sah ihn trauervoll an, senkte dann den Blick, ließ das Köpfchen beschämt und schwermutvoll baumeln. Und das Weinen ging wieder los.

„Heinzelmännchen gibt's ja nicht mehr," sagte sein Klimperstimmchen. „Wir sind nur noch ‚Einzelmännchen' und heißen jetzt auch so. Hundert Jahre ist es jetzt gerade her" — —

Ein erneutes, piepsendes Schluchzen packte das Männchen. Und es erzählte, erzählte. Etwas Langes und Breites von

Ehrgeiz und Neid und Groll, die unter dem Völkchen der Emsigen, Heiteren, Hilfreichen, Listigen einst ausgebrochen wäre. Ein paar hatten angefangen und sich überlegt, sie wollten Ehre und Lohn und Lob für ihr Tun allein haben. Sie täten mehr als die anderen, viel mehr. Unter den Hunderten, die des Müllers vollen Sack die Treppe herabschleppten, unter den Tausenden, die gemeinsam, unsichtbar der Witwe nachts das Korn schnitten, das Garn webten, das Hüttchen blank hielten, seien sie eigentlich die einzigen Fleißigen und Tüchtigen, sie seien die Hauptsache. Als einer und der andere so anfing, dachte jeder so. Jeder wollte allein einmal zeigen, wer er sei. Und da ging Lust und Liebe, Witz und Schabernack, Kraft und Kunst flöten.

Ja flöten! — Jedes Einzelmännchen hauste ganz allein, und allein konnte so ein Kleiner eben doch nichts! Das hatten sie kläglich eingesehen. Vertrauert, verkommen, fast ausgestorben war ihr heiteres Geschlecht.

„Im ganzen Umkreis wohne ich hier nur noch allein!" piepste der kleine heulende Wicht.

„Wenn wir Tausende wären wie früher und ein leiser Pfiff uns alle von fern und nah sofort zusammenbrächte, könnten wir dir die Axt im Nu herausziehen. — Ich kann's nicht! Ich kann's nicht!" Weinend und wimmernd wie ein krankes Vögelchen saß der kleine Mann.

Und wie ein Vögelchen, lautlos huschend, verflüchtigte er sich plötzlich im schneestiebenden Busch. — —

Wolkert hat sich ein halbes Stündchen später mit einem lustigen, ehrlichen Lachen, einem freimütigen Reuegesicht wieder bei seinen Gefährten eingestellt. Sie möchten ihn nur wieder aufnehmen! Allein sei's halt doch nichts! Ein paar von ihnen liefen auf seine Bitte gleich mit ihm zurück, und sie brachten wirklich gemeinsam die Axt aus dem Stamme.

Er erzählte ihnen einmal, viel, viel später, die ganze Geschichte — denselben Tag noch nicht. Oder, ich glaube, er hat sie erst seinen Enkelkindern erzählt, als er ein Großvater war. Jedenfalls kennen sie die Leute in seinem Dorfe alle heutzutage, die traurige Geschichte von dem einsamen, machtlosen Einzelmännchen.



Rose und Schmetterling

Die Blumen hatten geblüht, einen ganzen, schönen Sommer lang, sie hatten ihre bunten Kelche in der Sonne aufgefaltet, hatten Licht und Tau getrunken, mit Schmetterlingen und Bienen gekost, sie hatten die lustigen Kinder im Garten spielen sehen und hatten endlich ihre Kelche wieder verschlossen, ihre Blättchen zusammengerollt und waren wieder hinuntergekrochen in ihr warmes Winterstübchen. Da wohnten sie nun alle still und traulich beisammen, sie hatten das warme Schneedach über sich und sollten schlafen, bis es wieder Frühling wäre.

Die Kinder gingen in den Garten hinunter, stießen einen Pfahl in die Erde und bauten einen großen Schneemann, sie setzten ihm eine Krone auf von Schnee und steckten ihm einen riesigen Eiszapfen in die Hand als Zepter. Als er fertig war, da nannten sie ihn Winterkönig; dann waren sie Soldaten, machten Kanonenkugeln von Schnee und schossen sie einander an den Kopf oder auf den Rücken. Der Winterkönig sah mit seinen Kieselsteinaugen ganz ernsthaft zu und hielt seinen Eiszapfen aufrecht in seiner Schneefaust.

Da horchten die Blumen unter der Erde ganz sachte mit zu und wunderten sich, was es für Lärm da oben gäbe. Sie flüsterten miteinander, und die alte braune Malve, die steif in der Mitte saß und schon halb eingenickt war, guckte sich ganz grämlich um und murmelte: „So schlaft doch, was gibt's denn da noch zu schwatzen, kann man kein bißchen Ruhe haben?"

Die Blumen waren wieder still, bis sie dachten, daß die Malve eingeschlafen wäre. Da begannen sie wieder zu flüstern, und ein kleines Aurikelchen sagte, indem es sich sein Samtspenzerchen glattstrich:

„Ach, wenn es doch wieder Frühling wäre und die Schmetterlinge wieder flögen und die Vögel sängen, ach, und die liebe Sonne wieder warm schiene!"

„Ja," sagte eine bunte Tulpe, „es gibt nichts Langweiligeres, als so lange in der Erde zu schlafen. Wie freue ich mich, wenn die Sonne wieder auf mein buntes Röckchen scheint. Sehe ich nicht ganz allerliebst aus in meinem bunten Röckchen?"

„Was habt ihr für Sehnsucht nach der Sonne," rief eine Sonnenrose ganz entrüstet, „seht mich doch an, ich bin doch auch eine Sonne. Wie goldgelb schimmern meine großen, glatten Blätter, man kann sie wirklich für Sonnenstrahlen halten!"

„Was die alte Närrin eitel ist," flüsterte eine spanische Wicke ihrer Nachbarin, einer Kressenblüte, zu, indem sie sich bemühte, in dem runden, glänzenden Kressenblatt, wie in einem Spiegel, ihr rot und weißes Gesichtchen zu besehen.

„Ich möchte doch gar zu gern wissen," rief ein junges Röschen, das erst einen Sommer alt war, „wie es jetzt auf den Gartenbeeten da oben aussieht."

„Was so ein kleines dummes Ding nicht alles wissen möchte,“ sagte die braune Malve, die von dem Gespräch der Blumen von neuem erwacht war. „Was kümmert's uns, wie es im Winter da oben aussieht. Jetzt schlaft und haltet Ruhe.“

Röschen war ganz rot geworden bei dieser Strafpredigt; es schwieg still, senkte sein Köpfchen, als ob es schlafen wollte, aber es hörte dabei auf jedes Wort, das ihre Schwestern flüsterten.

„Hört,“ sagte eine Aster, „ich will euch etwas vom Winter erzählen, ich habe ihn einmal von weitem gesehen, als ich mich im Gespräch mit einem Rotkehlchen oben etwas verspätet hatte. Hu, da kam auf einmal ein großer, schneeweißer Riese durch die Luft gesaust, der hatte einen weiten flatternden Mantel an, aus seinem Munde blies er einen eiskalten Sturm über die Erde hin, daß alles erstarrte; einen Sack hielt er in der Hand, daraus nahm er ein weißes, kaltes Gestöber und Eisstücken, die schleuderte er herunter; seht, hier an diesem Blättchen könnt ihr noch die Narbe sehen, wo so ein Eisstück mich getroffen hat. Aber die Kinder kamen lustig gesprungen, als sie den Winter sahen, schleppten einen Schlitten herbei und riefen jauchzend: „Juchhe, der Winter ist da, Schnee, Schnee!“

„Hu, ich fürchte mich, wer wird denn so etwas im Finstern erzählen,“ sagte ein Windenglöckchen, indem es an seinem feinen Stiele zu zittern begann.

„Glaubt's nicht, daß der Winter gar so grimmig ist,“ fiel ein Schneeglöckchen ein, „ich kenne ihn auch ein bißchen und habe oft ein Zipfelchen von seinem weißen Mantel gesehen, wenn ich mein Köpfchen, als Blumenherold, zuerst aus der Erde hervorstreckte.“

„Ich will euch was vom Winter erzählen," sagte ein Veilchen, „ich habe ihn auch einmal gesehen."

„Ach ja, Veilchen!" riefen die Blumen alle, „du kannst so hübsch erzählen, bitte, erzähle uns vom Winter recht was zum Fürchten."

„Daß einem die Haare zu Berge stehen," sagte die Braut in Haaren.

„Ich höre gar nicht hin, ihr wißt, daß ich so furchtsam bin," sagte das Windenglöckchen, indem es sich mit ein paar großen Blättern die Ohren zuhielt.

„So hört," sagte das Veilchen, „ich war auch einmal neugierig, den Winter zu sehen, als ich noch ein kleines, dummes Knöspchen war. Da schlüpfte ich einst in der Nacht, wo wir schlafen sollten, davon und machte mich heimlich auf den Weg nach dem Gartenbeet. Die Erde war förmlich steinhart gefroren, aber ich fand einen Gang, wo im Sommer ein Nelkenstock in der Erde gesteckt hatte, da kam ich ganz gut ans Licht herauf. Ach, was für ein blendender Glanz strömte mir entgegen, als ich mein Köpfchen emporstreckte. Zuerst sah ich die Bäume über und über voll silberner Blüten, so fein, so zart, so schön wie keine von uns allen, aber wie ich mich umsah, da sah ich, daß alle Beete und Wege und die Lauben und die kleinen Marmorengelchen, ihr wißt, die am Springbrunnen stehen, kurzum, daß alles mit diesen schönen kristallenen Blüten bedeckt war. Vom Laubendach hingen glänzende Zacken herunter, die schimmerten wie Glas und Gold. Oben am Himmel stand aber die Sonne, und wie sie ihre Strahlen niedergleiten ließ, da funkelten und flimmerten die Silberblüten und die

Zacken am Laubendach, daß ich kaum in den Glanz hineinsehen konnte. Und plötzlich sah ich den Winter durch den Garten kommen, der hatte eine gläserne Krone auf und ein silbernes Zepter in der Hand; er hatte einen Mantel um, aus Kristallblumen gewebt, und indem er dahin schritt, da stäubten die Kristallblumen von seinem Mantel und wehten durch die Luft. Auf einmal klangen Glöckchen, und ich sah die Kinder kommen, die hatten einen Schlitten, darin saß ein hübsches Mädchen, sechs Jungen waren angespannt und hatten sich mit Schellenglöckchen behangen. Einer saß hinten auf der Pritsche, der schwang seine Peitsche und schrie „Heisa, heisa, es lebe der Winter!" Ich kroch schnell in das Erdloch hinein, denn ich dachte, die Kinder könnten auf mein Köpfchen treten; da merkte ich aber erst, daß ich ganz steif und kalt geworden war, ich huschte schnell wieder hinunter in mein Bettchen. Nun, ist meine Geschichte nicht hübsch?" Das Veilchen sah sich um, aber da waren die Blumen eingeschlafen, keine antwortete ihr. „Kommt mir nur wieder mit Geschichtenerzählen," murmelte das Veilchen ganz ärgerlich und machte sich nun auch zum Schlafen zurecht.

„Veilchen," rief plötzlich eine feine Stimme, „liebes Veilchen, ich möchte auch den Winter sehen."

„Ach, Röschen, sei doch nicht so kindisch," sagte Veilchen, „du in deinem dünnen Sommerkleidchen, du müßtest ja gleich erfrieren."

Röschen besah ihr Kleidchen, es war wirklich von dünnem Flor. „Veilchen, Veilchen," sagte sie, „erzähle mir nur noch ein bißchen vom Winter, ich höre es gar zu gern."

Aber Veilchen antwortete nicht. Es schlief auch schon. Alle Blumen schliefen, außer Röschen, und Röschen konnte nicht schlafen. Es dachte immer an den Winter und wollte gar zu gern die kristallenen Schneeblüten sehen, von denen Veilchen erzählt.

„Ich habe ja meinen grünen Moosmantel," dachte es, „den ziehe ich über den Kopf, und so schleiche ich einmal hinauf, gucke mir den Winter an und lege mich dann wieder schlafen."

So stand es ganz sachte auf, schlich an ihren schlafenden Schwestern vorbei und kam glücklich aus dem Schlafstübchen hinaus. Nun ging es immer weiter, plötzlich sah es etwas von fern schimmern, und als es näher kam, da fand es einen schönen schlafenden Schmetterling mit goldgeränderten Flügeln.

Röschen streifte im Vorbeigehen mit seinem Kleidchen an den Fühlhörnern des Schmetterlings an; davon erwachte dieser und fragte: „Wer ist denn da?"

„Ich bin es," sagte das Röschen, schlug seinen grünen Moosmantel auseinander. Da erkannte der Schmetterling das Röschen, richtete sich schlaftrunken in die Höhe und putzte die Erde von seinen bunten Flügeln ab.

Röschen erzählte dem Schmetterling ganz leise, was es vorhabe, und der Schmetterling sagte: „Willst du mich mitnehmen, Röschen? Ich möchte auch gern einmal den Winter sehen!"

Da freute sich Röschen, denn es reiste nicht gern ganz allein.

Sie gingen beide zusammen, und der Schmetterling wußte einen bequemen Weg durch ein Erdmausloch.

„Nun sind wir gleich da," sagte der Schmetterling. Röschen konnte es kaum erwarten, lief immer voraus und klatschte vor Freude in die Hände, als es einen blendenden Lichtschimmer durch das Mauseloch dringen sah. Ein scharfer Luftzug drang ihnen entgegen, aber Röschen fühlte vor lauter Freude die Kälte nicht, machte einen Sprung, und da standen beide oben im Schnee.

„Hu, hu, hu, wie kalt!" sagte Schmetterling, indem seine Flügel aneinanderklapperten.

„Ach, wie schön, wie schön!" jauchzte Röschen.

Ueber dem Garten stand gerade der Vollmond. Es hatte den ganzen Tag geschneit; nun war die Luft still und klar.

„Siehst du die Silberblüten an den Bäumen?" fragte Röschen. „Ach wie schön, alles flimmert und blitzt! Siehst du dort den Winter stehen in seiner gläsernen Krone, mit dem gläsernen Zepter? Sieh, jetzt stäuben die Kristallfunken von seinem weißen Mantel. Sie tanzen in der Luft herum, wie silberne Mücken."

Röschen meinte nämlich den großen Schneemann, der den Eiszapfen in der Hand hatte. Aber der Schmetterling guckte gar nicht hin, er hob immer ein Beinchen ums andere in die Höhe und sagte: „Komm, Röschen, laß uns umkehren, es ist gar so kalt."

Aber Röschen konnte sich an des Winters Herrlichkeit nicht satt sehen, es wand sich ein Kränzchen von Schneeblüten und setzte ihn auf sein Köpfchen.

„Sehe ich nicht aus wie eine Prinzessin?" fragte sie den Schmetterling.



Dieser rieb seine Flügel aneinander und sagte: „Ja, Röschen, wie eine wirkliche Prinzessin, aber nun wollen wir umkehren.“

Röschen aber trippelte immer weiter, sie fühlte vor lauter Lust nicht, daß ihre Händchen und Füßchen starr und kalt wurden.

„Sieh. Schmetterling,“ sagte sie, „dort ist ein großes Haus, da wohnen die Kinder drin, die im Sommer im Garten spielen.“

Indem Röschen sprach, wurden aber plötzlich die Fenster im Hause hell, und sie hörten das fröhliche Jauchzen der Kinder und sahen den Glanz von vielen Lichtern in die Nacht hinausschimmern.

„Ach,“ sagte Röschen. „wenn ich fliegen könnte, so flöge ich hinauf und guckte in die Fenster hinein zu den lustigen Kindern.“

Der Schmetterling sagte: „Wenn du willst, so trage ich dich hinauf; setze dich zwischen meine Flügel und halte dich an meinen Fühlhörnern fest.“

„Du lieber Schmetterling, wie gut du bist!“ sagte Röschen und setzte sich wie eine kleine Reiterin auf des Schmetterlings Rücken. So flogen sie hinauf an eines der hellen Fenster; da stieg Röschen ab. und beide guckten zwischen den Eisblumen, die an den Scheiben waren, in den erleuchteten Saal hinein.

Da stand in der Mitte der Christbaum mit goldenen Früchten beladen, und auf jedem Zweige hielt er ein flammendes Licht. Die Kinder sprangen jauchzend umher und hielten die Geschenke in der Hand, die unterm Baum gelegen hatten.

„Ist das nicht schön?“ fragte Röschen.

„Ja,“ sagte der Schmetterling, „aber hier am Fenster ist ein Wald von Eisblumen, und ich friere, ach, ich friere.“

„Nur noch ein Weilchen laß uns gucken,“ sagte Röschen.

„Nun,“ sagte der Schmetterling, „so gucke du, ich mache meine Augen zu, denn ich bin wieder müde; wenn du fort willst, so magst du mich wecken.“

Röschen stand lange noch neben dem Schmetterling; da kam aber plötzlich der Wind geweht, blies Röschens Moosmantel auseinander und wehte den Schneeblütenkranz von seinem Köpfchen.

Sie fing an zu zittern, und ihre roten Bäckchen wurden blaß.

„Schmetterling,“ rief sie, „nun komm, wir wollen herunterfliegen, ich friere auch.“

Aber der Schmetterling schlief und antwortete nicht. Da zupfte ihn Röschen am Flügel und bat schön, er solle doch aufwachen und mit ihm nach Hause gehen. Aber der Schmetterling hörte nicht. Röschen fing an zu weinen und setzte sich neben den Schmetterling, streichelte seine bunten Flügel und sagte: „Bist du tot, lieber Schmetterling?“

Der Morgenwind blies immer schärfer, der Schnee fiel von neuem, und der Mond hatte sich hinter einer Wolke versteckt. Nun löschten die Kinder die Lichter im Saal aus, trugen ihr Spielzeug fort und schickten sich an, in die Christmette zu gehen.

„Es schneit wieder,“ sagte das kleine Mädchen und machte das Fenster auf, um hinauszugucken.

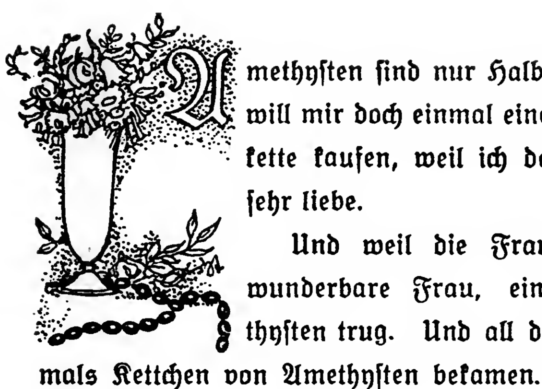
Da lag ein bunter Schmetterling und ein Röschen. Der Schnee hatte sie mit einem feinen Silber bestreut. Der Schmetterling und Röschen waren tot. Röschens Wänglein waren blaß, und ein gefrorenes Tränchen hing wie eine Tauperle daran.

Das Mädchen nahm sie in ihre kleine, warme Hand, küßte sie mit ihrem roten Mündchen, und als sie beide sich nicht rührten, da holte sie ein Kästchen, legte Rose und Schmetterling hinein und stellte es in ihr Schränkchen.

So blieben sie beisammen, und das Kind freute sich an dem seltenen Weihnachtsfund. Es hob sie lange Jahre auf, und als es schon ein erwachsenes Mädchen war, da lagen Röschen und Schmetterling noch immer still beisammen und schliefen.



Die Frau mit der Amethystenkette



Amethysten sind nur Halbedelsteine. Aber ich will mir doch einmal eine schöne Amethystenkette kaufen, weil ich das sanfte Violett so sehr liebe.

Und weil die Frau, jene rätselhafte, wunderbare Frau, eine Kette von Amethysten trug. Und all die süßen Kinder damals Kettchen von Amethysten bekamen.

Ja, jene Frau — — —

Sie pochte einmal nachts mit drei raschen, sanften Schlägen an meine Tür und holte mich zu einem Spaziergang ab.

Es war auf einer alten Burg im Süden, die im Frühling und im Sommer Gäste aus aller Herren Ländern aufnimmt.

Eine frohe Gesellschaft war bis spät in die Nacht im schöngewölbten Saale des alten Pallas beisammen gewesen. Der Sturm raste nämlich so wild um die freistehende Felskuppe, die die uralte, seit kurzem neuaufgebaute Herrenburg trug, durch die wildzerschlissenen Wolken, daß keiner ans Draußensein dachte, ob auch der silberne Vollmond schien.

Mit Singen, Lachen und Lautenspiel suchten die Fröhlichen das Wüten des Windfürsten zu übertönen.

Mir war wohl zwischen Gesang und Gesaus, aber ich ging dennoch früher als die andern in meine stille Stube im jahrtausendalten Quaderbau.

In der Fensternische saß ich noch eine Weile und sah hinaus in die weite Welt.

Es war März, und die ganze Gegend lag noch einmal im neuen Schnee.

Wir hatten eigentlich auf Frühling gehofft, lachenden, heilenden Frühling im äußersten deutschen Süden. Aber der Winter hatte noch einmal seine ganze Gewalt aufgebracht.

Schön war's —: die gleißenden Berge und Täler, die breitflügligen Wolkenadler, zwischen deren flügelnden Schwingen der Mond.

Und ein Sturm, wie ich kaum einen erlebt hatte.

Die Stimmen auf der Burg verhallten allmählich.

„Gute Nacht!" klang's. „Gute Nacht!"

Es war tiefste Nacht.

Da klopfte die Frau an meine Tür.

Ich war tief erstaunt, als ich auf das sanfte Klopfen hin die Tür öffnete und sie vor mir stehen sah.

Sie mußte ganz spät angekommen sein. Am Abend war sie wenigstens noch nicht im Gästesaal gewesen, auch nie vorher.

Aber sie fragte, als ob sie mich eigentlich kenne oder doch Kameradschaft unter den Burggenossen von selbst voraussetze, ganz einfach:

„Haben Sie Lust, eine Stunde mit mir spazieren zu gehen?"

Ich mußte lachen. Ich hielt die Frage natürlich für einen Scherz.

Dabei sah ich mir die Dame aber genauer an.

So etwas Liebliches und dabei Hoheitvolles!

Sie war nicht jung Ihr Haar, das sie in schönen Flechten um den Kopf gewunden trug, war schneeweiß.

Ihr Gesicht war edel und fein, nicht jung, nicht alt. Es strahlte von Schönheit. Ein weißes Gewand floß an der hohen Gestalt hernieder. Ueber dem Kleid lag ein reiches, weißes Schleiertuch und um den Hals, mehrmals umgeschlungen, eine Kette von herrlich geschliffenen Amethystenperlen.

So sanftviolett wie diese Perlen blickten ihre Augen mich an.

Mein Herz flog der schönen Besucherin zu. Als sie mich noch einmal ansprach: „Nun, kommen Sie mit?" da trug ich gar kein Bedenken mehr.

Eine frische Freude am Ungewöhnlichen, Reizvollen dieses Erlebnisses kam über mich.

Solch ein Spaziergang in Nacht und Mondschein, im urgewaltigen Sturm, im Schneeglanz und Schattenblau, — das war ganz mein Fall!

„Ja, ja!" sagte ich. In diesem Augenblick war ich schon Feuer und Flamme.

Wie lächelte die schöne Frau über meine Bereitwilligkeit!

„Ich ziehe mich ganz rasch warm an," sagte ich und holte flugs das weiße gestrickte Wollzeug, Jacke, Schal und Schneekappe aus dem Kleiderschrank.

„Sie doch auch?" frage ich.

Die Fremde lachte leise.

„Mein Schal ist warm genug," sagte sie und schlang das weiße, seidige Gewebe, das in reichen, rieselnden Falten um sie floß, mit einer einzigen Handbewegung so geschickt um sich, daß es Haar und Gewand ganz dicht und weich umhüllte.

„Kommen Sie nur!" winkte sie.

Da gingen wir auch schon durch den langen, nach der freien Seite offenen Bogengang, an dem mein Zimmer lag. Wir gingen über den Burghof, aus dem Tor hinaus, den Burgweg unter den schwarzstarrenden, im Sturme knarrenden Kastanien hin. Wie eine Schwebende schritt die Frau.

Goldener, immer goldener floß das Mondlicht herab.

Die zerrissenen, dunklen Wolken jagten wie Raubvögel vor leuchtendem Hintergrund. Weiter, weiter! In unaufhaltsamer Flucht!

Und der Sturm toste wie toll. Ich hielt mich kaum auf den Füßen. Jauchzend genoß ich dennoch mein Abenteuer.

„Wie weit wollen wir denn gehen?" fragte ich, so gut meine Stimme die Worte herausbrachte im gellenden Sturm.

Die Fremde, die mir immer um ein paar Schritte vorausgegangen war, kehrte sich um.

„Wir sind schon da,' sagte sie und deutete mit der Hand nach der Grotte unterm schneebelasteten Dornengestrüpp, dicht am Wege.

Da schon hinein? dachte ich, halb enttäuscht und halb doch auch wieder froh, denn der Sturm warf sich in diesem Augenblick mit einer solchen Wucht auf uns, daß einfach kein Weiterkommen möglich war. Die Grotte war vorderhand ja eine leid-

liche Zuflucht. Sie war tief in den Fels hineingehauen, Wasser sickerte von oben zwischen reizenden, feinen Farnen, die auch der Winter nicht ganz hatte umbringen können, in ein altes, wohl Jahrtausende altes, rötliches Marmorbecken, das vor der Menge zarter Wassergewächse, die seinen Boden bedeckten, wie mit grünem Schlamm gefüllt erschien. Oft hatte ich auf dem Rande des Beckens gesessen, dem Rieseln und Fallen der Tropfen lauschend, in alte Zeit versunken. Auf meinen Lieblingsplatz setzte ich mich auch jetzt. Aber meine Begleiterin machte mit der Hand ein Zeichen: Nein, nein! Nicht so! Nicht so!

Wie seltsam, die schlanke vornehme Frau stand plötzlich hoch aufgerichtet, mit der Hand die Farnkrautstielchen oben greifend, wie ein ganz junges Mädchen auf dem Marmorrand des Brunnens, der mir zum Sitz diente. Schlank vorgeneigt sah sie in das Becken hinein.

Und plötzlich sah ich sie gleiten. Nein, springen! —

Ich schrie wohl gellend auf, törichterweise, da ja der Brunnen meiner Meinung nach nicht tief war. Ganz verwirrt und bestürzt sah ich in das Becken hinein nach der Frau im nassen Bade. —

Aber was war das?

Meine Begleiterin im schleppenden Gewand stand auf einmal tief unter mir am Fuße einer großen, wunderschönen Marmortreppe. Sie winkte mir ganz ruhig und lässig: Bitte, kommen Sie nur! —

Ich mußte den seltsamsten Widerstand in mir überwinden. Denn zunächst mußte ich einfach auch in den Brunnen springen.

Auf diesen Sprung — das hab' ich mir später noch oft überlegt, kam es, glaub' ich, hauptsächlich an.

Als ich's getan, war alles gut. Ich war nicht naß. Es war mir nichts geschehen. Ich stand am Fuße der grünen Treppe und sah in einen langen, grünen Gang, zu dessen Seiten in Entfernung von etwa zehn und zehn Schritten goldene hellbrennende Kandelaber standen, — die Kerzenträger hatten Kastanienblütenform — hundert oder tausend solche Kandelaber, ich weiß es nicht. Wir gingen rasch den Gang entlang. Feiner weicher Samt schien unter unsre Füße gespannt, — wir gingen einer feinen silbrigen Helligkeit zu, — und als der Gang zu Ende war, standen wir in einem ganz wunderbaren, grottenartigen, von wuchtiger marmorner Mittelsäule gestützten Saal.

Und dieser Saal wimmelte von Kindern.

„Ich weiß doch, Sie haben Kinder gern," sagte die schöne Frau in ihrer liebenswürdigen, etwas herablassenden, lächelnden Art. —

Da hatte sie wohl recht, aber daß Kinder mich so rühren könnten, hatte ich doch nicht gewußt.

Diese Kinder schienen alle gleich alt, alle gleich groß.

Es waren Mädchen, nur ganz wenige Knaben, alle in feinen weißen zarten Seidengewändern.

Es sah entzückend aus, wie diese geschmeidigen Kinder bei unserm Eintritt sich gerade in taktmäßigen lieblichen Tanzverschlingungen drehten; der ganze Saal schien ein wundersames, ordnungsgemäßes Ornamentwerk von gleichzeitigen Bewegungen, die aufs Haar klappten, ein verschlungenes Muster von Kommen und Gehen, Köpfchensenken, Köpfchenheben, Neigen,

Beugen, Fußspitzchenvorstrecken, Umeinanderdrehen, Wiegen, Wippen, Kettenschlingen.

Bis zum letzten Punkt wurde der reizende Reigen, zu dem eine unsichtbare Musik den Takt gab, zu Ende getanzt.

Auf den Fußspitzen schwebend, zwei und zwei mit erhobenen Armen an den Händen gefaßt, hielten die Kleinen aus bis zum letzten Notenzipfel.

Dann war's, als ob ein Wind sie alle nach derselben Richtung wehe.

Ein Knistern und Flüstern, ein seliges, jubelndes Lachen durchstrich den Saal. Eine gerade Richtlinie strich alle Bogen- und Schneckenlinien des Tanzes aus. Die Richtung nämlich nach der Frau zu, nach der großen, schönen, ruhigen Frau mit der Amethystenkette. — —

An die Frau drängten die Kinder sich heran. Nach ihr streckten sich alle Aermchen. Die vielen Aermchen.

Sie kniete hin und schloß die nächststehenden Kinder, ein ganzes Häufchen auf einmal, in die Arme.

„Meine Wuzelchen und Puzelchen! Meine Wurzelchen und Purzelchen!" so ungefähr hörte ich sie flüstern.

So etwas von Zärtlichkeit hatte ich nie gesehen. So etwas von liebem Anschmiegen, von sehnendem, innigem Gedrängel.

Und doch war's kein Stoßen und Drängeln, nur ein magnetisches Anziehen und Angezogenwerden.

Aus den Augen der Kinder, die alle von mehr oder weniger tiefem schönen Blau waren, sprach etwas ungemein Liebes und Trauliches. Ich dachte unwillkürlich an Blumengesichtchen. Die sehen einen manchmal so herzig an.

„Wer sind denn diese Kinder? Wie gehören die denn zu Ihnen?“ fragte ich die Frau.

Die sah mich an und lachte.

„Es sind alles meine,“ sagte sie, seltsam verklärt. Ich schüttelte ganz verwirrt den Kopf. Da sprang die aber rasch aus ihrer knieenden Stellung auf.

„Kinder,“ rief sie, „Kinder! Wir haben ja aber noch eine Menge zu tun!“

„Sie müssen wissen,“ wandte sie sich an mich, „meine Kinder machen in den nächsten Tagen eine schöne Reise. Wir warten nur noch auf jemand, der sie abholt, der kann jeden Augenblick kommen. Wir wissen, auf wen! Nicht wahr, ihr Kinderchen, wir wissen, auf wen?“

Wieder der Jubel der feinen klaren Stimmen!

„Ja! Ja!“

„Laßt euch schon einmal die Reisekleider aus den Schränken geben und die Ketten, und probiert sie, ob sie noch passen,“ sagte die Frau.

Da liefen ein paar größere Mädchen und schlossen mit goldenen Schlüsselchen Fächer und Türen in der weißen Wand auf, die man vorher nicht gesehen hatte.

O, wie schön war's, was sie da hervorzogen aus dem Gefach! Tücher von grüner Seide, grüne Schleier, kleine grüne Fächer. Und für jedes kleine Mädchen ein amethystenes Kettchen.

Im Nu waren die schönen Sachen verteilt.

Der Glanz der amethystenen Kettchen war ein lila Funkeln durch den ganzen Saal.

„Behaltet sie nur immer, es kann bald fort gehen!“ sagte die schon wieder von den Kindern dicht umringte Frau. „Wenn er, unser Herrlicher und Geliebter, kommt, seid ihr dann gleich gerüstet. Was ich euch jedes Jahr für eure Reise sage, sage ich euch auch heute! Drängt euch nirgends vor, seid fein artig, seid bescheiden, daß die Leute euch lieb haben und sich eurer freuen!“ —

Da ging ein trautes Zunicken, Lächeln und Zustimmen über die lieben Gesichtchen.

„Aber was ist denn das? Wir müssen ja gehen!“ sagte da auf einmal ganz erschrocken die Frau, indem sie an der amethystenen Kette eine Uhr aus dem Gürtel zog, die so blitzte, daß ich einen Moment ganz erschrocken die Augen schloß.

Einen Blick hatte sie im Scheiden nur noch über die Kinder geworfen. Der war lauter Liebe und Segnung.

Dann zog sie mich schon an der Hand. Wir gingen den nur noch halbhell erleuchteten Gang zurück, die Treppe hinauf, schwangen uns über den Brunnenrand, unter den Kastanien zwischen den Rebengärten in die Burg zurück.

Seltsam! Während unserer Anwesenheit in der Tiefe hatte der Wind zu rasen aufgehört.

Weich waren die Lüfte, weiß und weich die Wolken, die am Monde vorüberzogen. Mit seinem ganzen wundersamen Schein überflutete der jetzt die Welt.

Wie eine stolze, schimmernde Marmorstadt lag hoch und fern die gewaltige Felskette über den Hochtälern und Kuppen.

Aber was war das?

„Da ist er! Da ist er!" rief auf einmal mit dem Klange unaussprechlicher Freude in der klangvollen Stimme die Frau.

Ich wußte nicht recht, was ich sah, nicht, wie mir geschah.

Ein Leuchten brach aus den Höhen.

Aber es sah genau aus, als käme ein Reiter in weißem Mantel, auf weißleuchtendem Roß aus einem weitgeöffneten, strahlenden Tor von da droben.

Ueber die Kuppen und Täler, über Wiesen und Matten kam er dahergesprengt.

Ein paar hundert Schritte von uns brach er aus dem Kastanienhain. Sein Schimmel, sein Mantel, sein leuchtendes Antlitz floß über von Licht.

Kaum die Erde berührend, flog er an uns vorüber, — vorbei, — vorbei! — — —

Die Frau hat danach kein Wort mehr mit mir gesprochen. Sie brachte mich an die Tür meiner Burgkemenate zurück und nickte mir mit strahlendem Blicke zur guten Nacht.

Ich muß bald eingeschlafen sein.

Unbegreiflich nach all dem Seltsamen, Zauberhaften!

Am nächsten Morgen war die Dame mit der Amethystenkette wieder spurlos aus der Burg verschwunden.

Es wußte auch niemand etwas von ihrer Ankunft. Es hatte sie keiner gesehen.

Ich habe im Ort unten nachgefragt, auf allen Wegen, überall. Es war alles umsonst. Auch der Brunnen verriet nichts. Sein Wasser dunkelte grün und träge im rosa Marmorbecken.

Von einer Treppe sah man keine Spur.

Zum Glück war aber auch zum Grübeln und Forschen an diesem Tage keine Zeit.

Es wehte eine Luft wie lauter Balsam. Es spann eine Wärme wie lauter Glück. Im Schnee ein Rieseln und Tauen.

Zu einer langen, weiten Wanderung zogen wir alle hinaus.

Als wir den Burgweg herunterschritten aber sah ich das Neue.

Die ersten zackig gebreiteten Blättchen der Reben.

Und an den Weinbergsmauern, an den Wegrändern und unter den Hecken blühten die Veilchen.

Blau! Blau! Liebliches Veilchenblau überall! Jede Blüte mit ihrem bescheidenen, liebenswürdigen Ausdruck lächelte mir — so schien es — ganz extra ins Gesicht! Genau so hatten ja die Kinder gelächelt, die Kinder da unten, die Lieblinge der Frau mit der Amethystenkette!



Wie das Märchen vom Rattenfänger weitergeht



Er hatte die Stadt von der Rattenplage befreit durch die Macht seiner zauberischen Schalmei, und die Stadt hatte ihm mit Untreue und Undank gelohnt, trotz fester Verträge.

Da blies er noch einmal ganz zart und voll Ruhe sein Zauberlied.

Und diesmal zog es die Kinder nach.

Aus den Stuben stürzten sie, hast-du-nicht-gesehen! — in die Gäßchen hinunter.

Aus den schmalen Gäßchen in die Hauptstraße!

Immer mehr Kinder, immer mehr!

Wie all die Hunderte von hüpfenden Quellen von weit und breit kopfüber zum breiten Strome zusammenstürzen — —

Wie der Weber aus vielen tanzenden Garnknäulchen ein breites, dichtes Band zusammenflicht — —

Im Nu entstand ein starker Zug, mit Macht sich vorwärts drängend, der lockenden Pfeife nach.

Aus dem Schatten heraus in den sonnengoldenen Julitag — die hohe, schmale Gestalt im erdfarbenen Gewande voran.

Aus Lachen, Jauchzen, Hüpfen, Hopsen, Jubilieren, Beinchenschwingen, Röckchenschwenken bestand der Zug.

Es ging zum Ostertore hinaus über die Brücke, quer über Weide und Feld.

Und ohne Pforte und Tor ging es mitten hinein in den jählings auseinanderklaffenden Berg.

Aus fernen, hohen Dachfenstern, von einsamen Feldstätten her, sahen etliche Leute in grausem Entsetzen, wie die bunte Schlange verschwand, wie die Felswand sich hinter dem letzten, blondlockigen Kinde wieder schloß.

Soweit kennt jeder die Sache.

Aber was wurde aus den Kindern im Zauberberg?

Das haben sich die trostlosen Eltern in ihren zerrütteten Seelen damals wohl tausendmal gefragt.

Die armen Eltern, die auf den Knien, händeringend, vor dem Zauberberg lagen!

Die sich die Finger zerpochten, die die lieben Namen immer wieder riefen, die den zaubermächtigen Rattenfänger forderten, ihm alle ihre Habe als Lösegeld anboten.

Keine Antwort ist damals erklungen.

Die Trauerglocken läuteten Tag um Tag, Jahr um Jahr über der unglücklichen Stadt. Die Straße, durch welche die Kinder zum Ostertore hinausgeführt wurden, wurde die „bungelose“ genannt, weil keine Trommel, damals „Bunge“ genannt, darin ertönen durfte.

Aber nochmals: Was wurde aus den Kindern?



Durch viele Jahrhunderte haben Mütter und Kinder darüber nachgegrübelt und gesonnen. Mütter, die nicht ohne Zittern an das Leid jener anderen Mütter denken konnten, Kinder, die ihren Vater, ihre Mutter, ihre glückliche Heimat hatten.

Was aus den Kindern wurde?

Ich weiß etwas davon.

Aus meiner Brunnentiefe herauf habe ich ein paar kleine, schimmernde Gesichter glückselig herauflachen sehen. — —

Den Kindern ging es nämlich im Zauberberg über die Maßen gut.

Der Rattenfänger hatte sie, nachdem sich der Berg hinter ihnen geschlossen hatte, über frischgrüne Wiesen, unter blauem Himmel hin, in ein herrliches Schloß geführt. Mit lieben Worten hat er sie willkommen geheißen.

Hundertdreißig Zwerge entbot er, ihnen zu dienen, lustige, trauliche Kobolde.

Die deckten gleich eine lange Tafel mit goldenen Tellerchen und wunderzierlichem Gerät.

In goldenen Kübeln und auf goldenen Platten schleppten sie dampfende, duftende Leckerbissen herbei. Sie bedienten die Kinder und unterhielten sie mit putzigem Spaß und Schabernack beim delikaten Mahl.

Der ganze Saal war voll von schallendem, klingendem Lachen.

Weich und blau kam die Nacht.

Die Kinder wurden müde und wollten heim.

Aber das gab es nicht!

Sie sollten sich erst einmal tüchtig ausruhen im blau ausgeschlagenen Schlafsaal nebenan mit den silbernen Sternen an der Decke, mit den silbernen Betten voll himmelblauer Kissen, wurde ihnen herzlich geheißen.

Das waren sie denn auch zufrieden.

Bald lagen sie lang ausgestreckt voll süßer Ruh.

Und ein kleines, weiches Schlummerlied ging durch den Raum.

Der Rattenfänger selbst ging von Bett zu Bett, neigte sich über jedes und drückte auf jede Kinderstirn einen langen, zarten, innigen Kuß.

Das waren die Küsse des Vergessens.

Als die Kinder nach gutem, tiefem Schlaf am nächsten Morgen erwachten, wußten sie nichts mehr von ihrer Heimat und ihrem früheren Leben, nichts von Vater und Mutter, Geschwistern und Gespielen.

Nur des gestrigen Abends erinnerten sie sich.

Keines staunte, als die Zwerge nun mit fürstlichen Kleidern ankamen, mit pelzverbrämten Atlaswämschen und schimmernden, knisternden Röckchen und Taillen.

Jedes freute sich nur und griff lachend zu.

Taufrisch lag draußen die Welt. Alles war wie neuerschaffen, und doch so heimelnd und gar nicht fremd.

Einen Garten gab's, voll herrlicher Blumen und plätschernder Wasser, Turn- und Spielgeräte, Tauben, zahme Tiere, und über den Wiesen drüben einen blauschattigen, tiefen Wald.

Was sie wollten, das durften die Kinder.

Es wurde ausgelassen getollt und gejuchtert, lieblich gesungen und gelacht.

Die Zwerge trieben es kunterbunt und hielten dabei doch unvermerkt die Kinder in Zügel und Maß.

Das war bei Spiel und Mahl und Beschäftigung so.

Kein strenges Wort gab's.

Erschien der Rattenfänger unter ihnen und leitete ihr Tun, so stieg die Lust vollends aufs höchste.

Seine Schalmei klang so herzinnig, und dabei doch so lustig, wie alle Jahrmarktsmusik der Welt zusammen.

Nahm er ein Kind auf den Arm und streichelte es fein, so jauchzte dessen Herz.

Kleine weiße Pferde standen bereit zu fröhlichem Ritt und fröhlicher Fahrt.

Auf einer Insel im See, wohin ein bekränztes Boot die Kinder führte, wurde aus bunten Kristallbechern der Abendtrank getrunken. Mit Gesang ging es zurück ins Schloß.

So verlief der erste Tag.

— Und die andern? —

Die verliefen ganz ähnlich.

— Ja, lernten denn die Kinder nicht? Gingen sie nicht in die Schule? Hatten sie keine Aufgaben? —

O doch! Nur anders natürlich als andere Kinder.

Ihre Rechenaufgaben zum Beispiel waren unendlich fein und schwer, aber sie brachten sie alle im Augenblick nach der Methode der Zwerge spielend heraus, mit ihren feinen Lösungen und Gleichungen.

Es waren Aufgaben, die es in unserer Welt gar nicht gibt.

Zum geschwinden Zählenlernen hatte jedes einen Sack voll herrlicher, geschliffener Edelsteine.

Aus Edelsteinen legten sie auch in der Arbeitsstunde Muster und Sterne, die die Zwerge dann über Nacht in Gold fassen mußten, zum Schmuck für die Kinder, zu Krönchen und Kränzen für den nächsten Tag.

Für die Nähstunde durften die Mädchen sich Seidenflicken holen aus dem reichen Seidenlager der Zwerge, in dem es alle Schmetterlings- und Libellen-, Käfer- und Blumenfarben gab.

Die Knaben lernten Bogen machen und Pfeile schnitzen, die ihr Ziel ganz sicher trafen und doch nie verwundeten.

Zum Lesen hatte jedes Kind nur ein einziges Buch voll tiefstem, reichstem Wissen, das nun aber längst verloren ist. Immer nur das eine, — aber das war ihnen immer neu. Ihr Geist blieb ja immer auf derselben Stufe.

Zum Wissen von heute kam immer nur ein bißchen Erinnerung an gestern und ein Freuen auf morgen.

Durch die Macht und den Willen des Rattenfängers blieben sie immer die gleichen. Nämlich so:

Jeden Abend, wenn sie im Bett lagen, sprach der Zauberer ihnen noch den Abendsegen, und wenn eins unruhig schien, so küßte er es noch einmal mit seinem langen Kuß. Dann ging er still hinaus und stieg sieben marmorne Treppen hinauf in ein Turmgemach, zu dem er allein den Schlüssel hatte.

In diesem Raume lagen in großen Kristallkasten auf blauer Seide viele kleine, wunderfeine Uhren; genau so viele Uhren, als drunten Kinder schliefen.

Behutsam nahm der Rattenfänger eine jede heraus, hielt sie ans Ohr und belauschte ihren Schlag.

Mit liebendem Blick verweilte er dann auf dem Namen, den jede von ihnen in Rubinschrift auf dem Deckel trug:

Wiebeke Pursche
Cölestine Aldermann
Jakoba Balthasar
Hildtrud Engel
Eva Kundling
Agnes Kardanus
Richilde Weberin; und so weiter!

* * *

Roland Reusenleger
Kaspar Manlius
Veit Radmann
Kunrad Steffen
Jobst Klickst
Leonhard Thurneysser
Nikolaus Schaffner
Peter Beer; und so weiter!

Das waren die Namen, die die Kinder auf Erden geführt hatten.

Die Uhren waren die Lebensuhren der Kinder.

Der Zauberer zog sie jeden Abend sorglich auf mit diamanthartem Schlüssel.

Dann stellte er jede Uhr genau vierundzwanzig Stunden zurück und legte jede genau auf die ihr gehörende Stelle in den Kasten.

Nun stieg er in ein zweites Turmgemach, noch höher hinauf.

Hier standen viele, viele Spinnräder, die von selber spannen, die feinsten glattesten Fäden von schimmerndem Flachs, die je gesponnen worden sind.

Das waren die Lebensfäden der Kinder.

Die Fäden, die an jedem Tag gesponnen worden waren, reufelte nun der Rattenfänger an jedem Abend wieder auseinander und warf sie als ein Wölkchen ungesponnenen Flachses wieder auf den Rocken zurück.

Durch alle diese Vorkehrungen lebten die Kinder Tag um Tag, Jahr um Jahr fröhlich weiter und kamen doch nie vom Fleck; wurden nie älter, blieben immer Kinder, immer genau so alt wie sie gewesen waren, als sie den Zauberberg des Rattenfängers betreten hatten. Und nie wurden sie des Kinderlebens überdrüssig.

Es war immer gleich, — fröhliche, sorglose Gegenwart, die Jahre gingen hin wie ein Pfingstsonntagstraum.

Niemand als der Zaubermeister, der Rattenfänger, wußte ja, daß die Knaben, die da auf samtgrünem Rasen ihr kleines Turnier fochten, die Mädchen, die ihnen vom Mäuerchen zusahen und dabei ihre Docken herzten, draußen in der Welt längst Väter und Mütter eigner Kinder sein würden, Leute voll Sorgen und Freuden, Mühen und Lohn: — Bürger, Handwerker, Ratsherren. — — —

Großväter, Großmütter dann schon über ein Kleines. — —

Gebückte, zitternde Urgroßleute. — — —

Viele von ihnen längst ruhend unter dem Kirchhofskreuz!

Trotz aller sorglichen und liebevollen Vorkehrungen des Rattenfängers fiel dem einen Kinde aber doch eines Tages die Heimat ein!

Es war ein feines Blondinchen, einst auf Erden Ernstine geheißen. Wegen seiner kühlen, seidigen Locken und seiner warmbraunen Augen hatte der Rattenfänger dies Kind auf den ersten Blick besonders ins Herz geschlossen, und er hatte es deshalb auch nicht übers Herz gebracht, ihm den kleinen Ring vom Finger zu nehmen, den es durchaus nicht hergeben wollte, als man den Kindern die dürftigen Heimatsachen mit dem neuen Staat vertauschte.

So sollte sie ihn denn behalten, hatte der freundliche Zauberer gesagt. Sie dürfe ihn nur nie am Finger umdrehen, nie, nie, — auf keinen Fall!

Das sagte er ihr jeden Morgen neu, und das Kind wachte jeden Morgen mit neuer Freude an seinem kostbaren Ringelchen auf, und versprach jeden Morgen, ihn nur anzusehen und nicht zu berühren.

Es war nur ein Ring von Zinn mit einem flachen, blauen Glasstückchen aus einer Jahrmarktsbude von daheim. Aber dem Ernstinchen erschien er schöner als alles Goldgeschmeide, sie hängte ihr Herz jeden Tag neu an ihn, liebte ihn mehr als alles und wußte doch nicht, warum. Weil sie ihn so sorglich herzte, hielt das Ringchen auch undenkliche Zeit. Einmal aber geschah es doch, daß sein blauer Glasstein zerbrach. Ein Knabe hatte Ernstinchens Hand im Spiel mit einer Edelsteinkugel getroffen.

Da wollte sie, um den Knaben nicht zu kränken, ihm nicht zeigen, daß ihr schönes Ringchen verdorben war.

Um den zerbrochenen Stein zu verstecken, drehte sie es halb um. Dann drehte sie es wieder um, um heimlich den Bruch, der ihr bis ins Herz ging, zu sehen. Dann wieder nach unten, dann wieder nach oben. Und so noch einmal, zum dritten Male.

Als sie so das Ringchen zum dritten Male umgedreht hatte, geschah's.

Starr wie ein Bild von Stein stand das Kind, seine Augen groß, bang, erschrocken, geweitet.

Es fiel ihm etwas ein, aber ganz von fern, wie durch Nebel und tiefe, tiefe Dämmerung. Qualvoll, entsetzlich war das Besinnen. Seltsame Namen, Dinge tauchten auf: Schwester, Bruder, Gäßchen, Kirche. Und mehr und mehr. Der dämmergraue Schleier wurde dünner, klarer ward das Besinnen.

Mit einem furchtbaren Angstschrei breitete das Kind plötzlich seine beiden Arme aus und wimmerte mit herzzerreißendem Klang gellend:

„Mutter!“

Mutter! — Dies Wort hatte noch nie jemand im Zauberberg gesprochen. Keiner hatte es je gehört. Der lachende Kinderschwarm wußte auch nicht entfernt, was mit dem Ernstinchen los war.

Ernstinchen warf sich ins Gras und schluchzte hart und schwer:

„Mutter, Mutter! Ich will zu meiner Mutter! Ich hab' meine Mutter so lange nicht gesehn!“

Da dachten die andern, sie triebe Scherz und Unsinn, und mußten laut lachen. Die Zwerge nur waren heftig erschrocken und noch heftiger der, den sie eilends, bischpernd und flüsternd heranholten: der Rattenfänger.

Ungesäumt, mit zärtlicher Gewalt hob der das jammernde Kind vom Boden auf und trug es weit, weit fort aus der anderen Kreis.

Er saß mit ihm auf der Bank unterm hangenden Rosenbusch, er drückte sein glühendes Köpfchen ans Herz, er küßte es sanfter, als er es je geküßt hatte, auf die samtweiche Stirn.

Aber das Kind wollte und wollte sich nicht trösten lassen. Es sah die Heimat nun ganz deutlich vor seinen Blicken. Es war nun ganz erwacht. —

Es sah die Stadt mit Toren und Türmen, mit Kirchhof und Anger. Es sah den Vater und, ach, die Mutter! Die Schwesterchen, die Brüder! Es wußte, daß es lange aus der Heimat fort war, wenn auch nicht, wie lange. Die Sehnsucht riß wie brausender Sturm an ihm, und als es hörte, es könne nicht heim, da konnte sich's nicht fassen und lassen. Es sank von des Rattenfängers Schoß auf den Boden und seine Aermchen umfaßten des Mannes Knie.

Wimmernd, winselnd, mit zerdrückter Stimme flehte es: „Nach Hause! Nach Hause!"

Der große Kinderfreund hat sich alle Mühe gegeben, die zuckende, zitternde Kleine zu beruhigen.

Aber unfähig, zu helfen, stand er vor seines Lieblings grausamer Not, in tiefstem Erbarmen.

Die Urkraft der Erinnerung in dem kleinen Ring war stärker als sein längster und sanftester Kuß!

Wohl konnte er heilen, aber nur ganz langsam, nach und nach. Und des Kindes Not schrie so flehend um rasche Hilfe.

Seine treuen Zwerge berief der schmerzzerrissene Mann zu stiller Beratung. Er sagte ihnen, was er nach ernstem Ueberlegen beschlossen habe. Und die Zwerge nickten, beifällig, trauervoll und stumm.

Es gab keine andere Rettung! Wer so in die Welt verlangt, der muß freigegeben werden für die Welt.

Hier waltete ein höherer Befehl und Wille über der Macht des kühnen, feinen Zauberers. Was seinem armen Kind bereitet sein würde draußen im Leben, darüber hatte er keine Macht. Es war die Folge seines einstigen Zaubers, und seine Seele mußte es in blutigem Schmerze mitleiden, was nun geschah.

Wie sie ging und stand, mußte er die Kleine ziehen lassen. Nur das Kraut Kehrwieder durften ihr die Zwerge in die goldenen Schuhchen tun.

Falls sie freiwillig zurückverlange, solle ihr das Kraut rasch den rechten Weg zeigen.

Heimlich und hurtig, daß die anderen Kinder es nicht merkten, machten die Zwerge dem sehnsüchtigen Heimwehkinde die Pforte auf. Es schien nur eine der gewöhnlichen Gartenpforten. Erst wenn man draußen war, sah man, daß man in Wahrheit durch einen klaffenden Felsspalt getreten war und

nun jenseits einer harten, massigen Felswand, in luftiger Höhe, in einer ganz anderen Welt, im Freien war.

Maigrünes Birkenlaub wehte weich und duftausströmend über dem Kind. Vor ihm, unter ihm, im eckigen Gestein glühten Pechnelken, flammte Ginster. Jubelnd schien die Sonne. Im weißen, flimmernden Mittagsglast lag die weitausgebreitete Ebene. Da wand sich tief drunten der Strom. Da schlug die Brücke ihren Bogen über ihn. Da, jenseits, türmte sich hoch und dicht und massig die heimische Stadt.

Dem Kind sind die Tränen der Glückseligkeit aus den Augen geflossen.

Es stieß einen Schrei des Jubels aus.

Es lief. Es lief.

Mit den leichten Schuhchen von Goldflor lief's über Steine, durch Staub, durch Hecken und Dorn. —

Da, da ging der bekannte Weg.

Nein, das war er nicht.

Vielleicht da!

Nein da! —

Manchmal lief sie ein großes Stück irre, um seltsame, unbekannte Zäune herum.

Fremde Häuser machten sie stutzig.

Die hatte sie früher nie gesehen oder nie beachtet.

Und so komisch angezogene, fremde, o wirklich schreckliche, barsche, zänkische Menschen riefen sie an.

O, nur weiter, weiter! Wer konnte denn nur auf einmal, während sie weg war, hergezogen sein?

Wenn sie nur erst die Brücke erreicht hätte.

Sie flog durch fremde Gärten und Felder, sie entkam mit ihrem schwebenden Jagen allem Rufen und Schreien.

Ueber eine hohe Mauer sprang sie an das Ufer. Nun war sie wirklich an der Brücke.

Aber Gott, o Gott, das war ja die alte Brücke nicht. Die alte war ganz einfach gewesen! Diese hatte ja ein rotes Backsteintor mit tausendfachem Zierat. Und was für Fahrzeuge, was für Menschen hasteten darüber! Was war denn los?

Ein Soldat wollte sie festhalten am backsteinernen Tor. Und nun schon ganz todwund vor Sehnsucht nach Haus, riß sie sich los. Sie flog wie ein Windhauch über die Brücke in ihrem wehenden Kleid. Ein Schwarm derber Männer schrie und johlte hinter ihr her. Eine ganze Bande Buben bildete ihr Gefolge. Ach, nur fort, fort, ins liebe, stille Heimatgäßchen, das hintere Schössergäßchen Nr. 2. Das Haus mit großen Prellsteinen vorm Einfahrtstor. — Sie irrte umher, sie fragte, sie suchte. Ganz wie verwirrt suchte sie umher.

O such', o such' es nur, dein liebes Heimathaus! Wirst's nimmermehr finden, du arme Kleine!

Ein Zusammenlauf von lachenden, schwatzenden Menschen, der sich immer mehr vergrößerte, umringte bald das vor Angst und Unruhe zitternde Kind.

Es fragte immer, immer wieder. Die Leute verstanden sie aber kaum und antworteten auch in einer ganz anders betonten Sprache. Kein einziges bekanntes Gesicht, keine vertraute Gestalt war darunter.

Als sie endlich verstanden, was die zarte Kleine fragte, lachten sie alle laut.

Das hintere Schössergäßchen war ja seit sechzig Jahren schon abgerissen! —

Stadtschreiber Lerchheimer? Den gab es in der ganzen Stadt nicht!

Nun drängten sie sich immer näher an das schluchzende Kind heran, betasteten sein feines Kleid, befühlten seine blitzenden Steine.

Die müßten echt und furchtbar wertvoll sein, erwogen sie. Aber welche komische, uralte Mode!

„Wer bist du denn? Rede doch! Wo kommst du denn her?" drängten sie.

„Ernstine Lerchheimer heiß ich! Und meine Eltern wohnen im hinteren Schössergäßchen!"

Immer wieder mußte sie es sagen.

Und endlich sagte eine uralte Frau mit staunend aufgerissenen, klugen Augen: „Aha!"

Ernstine Lerchheimer!

Von der hatte ihr ja ihre Nachbarin, die Enke Enecke, die Aelteste der Stadt, die jetzt hundertzehn Jahre alt war, immer erzählt.

Die sei mit einer Ernstine Lerchheimer auf der Schulbank gesessen.

Die Eltern der Ernstine hätten einen Amarillenbaum gehabt, so große, süße Amarillen, wie es jetzt gar nicht mehr gäbe.

Dann sei die Ernstine aber verschwunden, damals mit den vielen Kindern, die der Rattenfänger davongeführt.

Na, die alte Enecken konnte man ja mal herholen.

Und die alte Enecken kam.

Todesangst im Blick, hatte das verängstigte Ernstinchen ihr entgegen gesehen.

Das bösäugige Ding, das in der Schule neben ihr saß, hieß Enke Enecke!

O Gott! Und was da kam, auf Krücken, krumm und verhutzelt, zahnlos und zitternd, sah ihr wahrhaftig ähnlich!

Die bösen Augen waren es, die grünen, giftigen Augen!

Und die zitternde Stimme meckerte schadenfroh:

„Ernstinchen! Hi! Wo warst du denn so lange? Warst ja hundert Jahre fort! Kommst nun nach Hause und suchst deine Familie? Dein Vater ist fünfzig Jahre tot, deine Mutter sechzig Jahr tot! Deine Brüder, deine Schwestern alle tot, alle, alle längst im Grabe!

Beim Rattenfänger war sie, hi, hi, beim Rattenfänger!" zischte die scheußliche Alte rundum in die aufjohlende Menge.

Da gab's ein Gekreisch und Geschrei, wie es noch keins in der Stadt gegeben hatte.

Ueber das Kind aber kam eine entsetzliche Todesangst.

Die Worte „tot", „alt" hatte sie im Zauberberg ganz vergessen.

O, wie furchtbar sie ihr nun ins Ohr klangen!

Ihre Eltern tot! Tot!

Ihre Geschwister tot!

Ihre Schulbankgefährtin alt, alt, hundertundzehn Jahre alt.

Ein namenloses Wehe packte sie, ein wildes Grauen vor dieser scheußlichen, hämischen, triefäugigen Frau, ein Entsetzen vor den Händen, die nach ihr griffen, vor den Stimmen, die sie umkreischten, der schauerlichen Neugierde, die nach ihren Locken,

ihrem Kleide, ihrem Kettchen tastete, der Schadenfreude, die immer wieder: „Beim Rattenfänger, beim Rattenfänger!“ schrie.

O Jammer, Jammer, unerträglicher Jammer!

Wirr sah sie um sich, ein Entrinnen suchend aus dem schauerlichen Kreis.

Und mit übernatürlicher Kraft schlugen ihre zarten Arme die Menschenmauer auseinander.

Ehe es jemand hindern konnte, hatte sie sich einen Weg gebahnt.

Wie ein Schmetterling flog sie ins Freie.

Wohl raste die Meute ihr nach, wohl klang's: „Haltet sie, haltet sie!“ hinter ihr drein.

Aber das feine Kind in seinem weißgoldenen Kleid, in seinen weißgoldenen Florschuhen ließ sich von keinem halten.

Sie war überstark, sie hatte nur einen Gedanken:

Heim! Heim! Heim in den Zauberberg!

Zu ihren Freunden, zu dem ernstguten Mann, den treuen Zwergen und den lachenden Kindern wollte sie wieder.

Schutz suchen wollte sie dort vorm Tod, vorm Alter, vor scheußlichen Worten, vor hämischen Gesichtern.

Und so flog sie über die Brücke durch das neue rote Ziegeltor; übers mittagsheiße Feld, den Berg hinan.

Als die Uhr auf dem alten, hohen Turme der Stadtkirche zwölf schlug, stand sie auf der Stelle, von der sie heut früh ausgegangen war, und klopfte an den Berg.

„Herein! Herein!“ riefen viele liebe, lachende Stimmen.

Die Wand tat sich auf, und nun war's wieder, als sei sie

einfach durch die Gartenpforte von irgendwoher in den blühenden Schloßgarten getreten.

Die Kinder spielten dort, jagten sich, tollten, drehten sich in lieblichen Reigen.

Als sie sich sehen ließ, riefen und winkten sie alle.

Jeder wollte sie neben sich haben, sie sollte mitspielen.

Aber sie konnte nicht.

Das Entsetzen war noch in ihr, das furchtbare Entsetzen!

Auf den Rattenfänger, der des Weges dahergeschritten kam, flog sie zu.

Er hob sie auf, war zärtlich und väterlich.

Zu Tode ermattet, hing sie auf seinem Arm.

Da küßte er sie zart, so wunderbar lang und zart.

Und während des Kusses zog er ihr ganz leise den Ring, den alten Heimatring, vom Finger.

Sie merkte es wohl, aber sie ließ es lieblich lächelnd geschehen.

Er trug sie in ihr Kinderbett. Da schlief sie einen ganzen Tag und eine ganze Nacht sehr fest.

Als sie am andern Morgen erwachte, wußte sie nichts mehr von Alter und Tod, nichts von Daheim und nichts von Sehnsucht nach Vater und Mutter.

Sie lachte und spielte und sang mit den andern, ein seliges Kind.

Ist sie denn noch heute im Zauberberg? Sind die Kinder alle noch dort? höre ich fragen.

Ich weiß es nicht, aber fast glaube ich, nicht!

Dem Rattenfänger, dem machtvollen Zauberer, der mit Gott getrotzt hat, muß wohl einmal ein wunderbarer Tag die Erlösung gebracht haben.

An einem Ostertag, nun auch schon vor langer, langer Zeit, wollen einmal junge Abendmahlskinder aus jenem Berge einen seltsamen Zug haben treten sehen.

Ein greiser, hoher, leuchtender Mann habe eine Schar ururalter grauer Leute geführt.

Ehe die Konfirmanden sich's versahen, sei dieser Zug jedoch verschwunden.

Weiße, leuchtende, jugendschöne Gestalten, von einer noch leuchtenderen geführt, seien vor ihren Blicken empor zu den Wolken geschwebt.

Dort seien sie in Licht zerronnen.



Jungfer Blütenstaub

Es war eben um die Abenddämmerung, wo alle Türen und Tore geschlossen werden, die Blumen ihre Kelche zusammenfalten und die Vögel in ihren Nestern sich zum Schlafen anschicken, da kam ein kleiner, einsamer Wanderer übers Gebirg her und spähte nach einem Nachtquartier. Er trug ein rotes Mäntelchen und ein winziges schwarzes Hütlein. Plötzlich sah er von weitem ein großes, goldenes Haus, das leuchtete und schimmerte von allen Seiten. „Da will ich anpochen," dachte der Wanderer, ging hin und pochte mit seinem Stöckchen ganz leise an die goldene Wand, denn eine Tür konnte er nicht sehen.

Eine schmale Spalte öffnete sich sogleich, und ein Jungferchen schaute heraus, die hatte ein Goldnetz auf und ein goldenes Mieder an. „Pst, pst," sagte die Kleine, „was gibt's denn? Meine Herrschaft schmückt sich eben zum Ball, und da darf niemand herein. Wer bist du denn eigentlich?"

Der Wanderer strich sich sein Mäntelchen glatt, nahm sein Hütchen ab und sagte: „Ich bin ein reisender Käfer und bitte um eine Nachtherberge."

„Warte ein wenig," sagte die Kleine, „meine Dame wird eben fortfliegen, dann bleibt sie die ganze Nacht auf dem Balle. Unterdessen kannst du dich hier ausruhen und erquicken." Der Käfer setzte sich auf ein Sandkorn nieder, das am Eingang des goldenen Hauses lag, und wartete. Bald tat sich das Dach des Hauses, das aus lauter goldenen Zacken bestand, auseinander; der Käfer hörte ein leises Schwirren über sich und zugleich flog etwas wie ein feiner Sonnenstrahl in die Luft.

„Nun komm nur herein!" rief die Kleine, die die zackigen Wände des Daches wieder zusammenfaltete.

Der Käfer ging hinein, und da drinnen war alles Gold, auch die Kleine war in lauter Gold gekleidet.

Der Käfer mußte nun von seiner Reise erzählen, und das kleine Ding hörte ihm neugierig zu. Dabei bewunderte sie seinen glänzenden Mantel und die schönen schwarzen Punkte darauf.

„Ich möchte auch so gern eine Reise machen," sagte die Kleine, „aber ich kann nicht fort. Meine Herrschaft ist eine Elfe und die fliegt alle Nächte zum Ball. Am Tage, wenn sie schläft, muß ich sie bewachen und Honig sammeln und Tau, und nachts muß ich das Haus hüten."

Indem sie so sprach, trug sie ihrem Gaste ein Abendessen auf, aus Tau und Honig bereitet, rückte ein goldenes Stühlchen zurecht und hieß ihn essen.

„Wie heißt du denn eigentlich?" fragte der Käfer, indem er das süße Mahl kostete.

„Ich heiße Blütenstaub, und unser Haus heißt Gurkenblüte," sagte die Kleine.

„Höre, Blütenstaub," sagte der Käfer, „es ist schade, daß du immerfort in der Gurkenblüte eingeschlossen bist, während deine Herrschaft ein lustiges Leben führt. Es ist zwar hier alles prächtig und lauter Gold, aber da draußen ist es noch schöner. Und vielerlei ist da zu sehen!"

„Ja, aber ich habe keine Flügel," sagte Blütenstaub traurig.

„Du kannst ja gehen," meinte der Käfer, „ich reise auch öfter zu Fuß, nur manchmal fliege ich mit meinen dünnen Flügeln, die hier unter dem Mäntelchen versteckt sind, in die weite Welt hinaus."

Sie sprachen noch vielerlei, und der Käfer hatte viel auf seinen weiten Reisen gesehen: Sterne und Sonne und Mond und Wolken und Tiere. Blütenstaub hatte nichts gesehen als das große Gurkenblatt, das wie ein grüner Himmel über dem goldnen Hause stand.

Da sagte der Käfer, indem er von seinem Stühlchen aufstand und ganz feierlich vor das winzige Fräulein trat:

„Wenn du mich heiraten willst, so wollen wir zusammen reisen, und du sollst die ganze Welt sehen."

Blütenstaub war ganz erfreut über diesen Vorschlag, und sie machte sich auch gleich reisefertig.

Sie nahm einen kleinen Krug voll Honig mit auf den Weg und war gar stolz auf ihren Bräutigam, der einen purpurroten Mantel um hatte, wie ein König.

Sie gingen nun beide aus dem goldnen Hause fort, das goldne Dach blieb offen stehen, so daß die Feuchtigkeit des Abends hineinträufelte und das goldne Ruhebettchen der Elfe naß wurde.

Der Abend lag kühl und still über den Fluren. Alle Blumen waren geschlossen, und im Westen war der Himmel noch rötlich von der untergehenden Sonne.

Der Käfer führte seine kleine Braut über die Gebirge des Gurkenbeets.

Aber Blütenstaub war an solche Wege nicht gewöhnt.

Ihre Füße waren Staubfäden, so fein wie ein Härchen, sie war bald müde und konnte nicht weiter. Das Gurkenbeet lag am Saum eines Wassers. Dort blieb das Paar stehen und überlegte, was zu tun sei.

Der Käfer sagte: „Bleib einstweilen hier, ich werde einen Wagen für dich bauen; ein paar Fliegen mieten wir als Kutscher und Pferd, und dann setzen wir uns zusammen hinein und fliegen zusammen fort in die weite Welt."

Blütenstaub war damit ganz zufrieden. Sie setzte sich dicht am Ufer nieder, stellte ihr Honigkrüglein neben sich, und der Käfer ging fort.

Es war eben um die Zeit, wo die Feuchtigkeit aus den Gewässern emporsteigt, und über dem Teiche schwebte ein weißer Nebel wie ein wogender Schleier.

Zudem erhob sich ein leichter Wind, der die Wellen kräuselte und die Grashalme, die wie riesige Palmen über Blütenstaubs Köpfchen ragten, gegeneinander trieb.

Eine Luftwelle erfaßte plötzlich die kleine Braut, die so leicht war wie ein Sonnenstäubchen, hob sie empor und trug sie fort.

Blütenstaub war so erschrocken, daß sie gar nicht schreien konnte. Sie sah eine wirbelnde Masse glänzender Perlen um sich emporsteigen, und ehe sie sich's versah, saß sie plötzlich selbst in einem der kleinen glänzenden Luftballons und stieg mit ihm empor, höher und höher, in die blaue glänzende Abendluft hinauf.

Sie dachte an den Käfer, der sie suchen würde, und daß sie ihr Honigkrüglein stehen gelassen, an den schönen Wagen, den ihr Bräutigam nun gewiß fertig haben würde.

Als der erste Schreck einigermaßen überstanden war, fand die kleine Luftschifferin, daß es eigentlich gar herrlich sei, in der feuchtglänzenden Kugel emporzufahren.

Sie stieg bis über die höchsten Gebirge in das Reich der Wolken.

Da blieben die Wasserdünste schweben, und es war so blau, so dunkelblau in den Wolken, wie es goldgelb in dem Elfenhause unterm Gurkenblatt gewesen war.

Man konnte durch das feuchte leuchtende Blau den Mond und die Sterne aufgehen sehen, und dabei schwammen die Wolken fort, wie Schiffe mit aufgebauschten fliegenden Segeln.

Aber bei aller Schönheit war es einsam, so einsam und so feucht und kühl in den Wolken, und das tiefe endlose Blau mit den Sternen stand still und starr und kalt darüber.

Blütenstaub dachte, die Sterne seien lauter Elfenhäuser, wie das, aus dem sie mit dem Käfer geflohen war.

Und sie wünschte, bis zu den goldenen Blumen fliegen zu können.

Aber sie schwamm immer weiter und weiter in dem feuchten Kahne, und die Sterne blieben immer in der nämlichen Ferne über ihr.

Da wurde ihr goldenes Röckchen naß, und sie wurde traurig und bange und wäre tausendmal lieber wieder in den Dienst der Blumenelfe gegangen, als so mit den Wolken durch die Luft zu schiffen.

Sie dachte an den schönen Käfer mit dem roten Mantel, der sie heiraten wollte. Und nun fing sie vor Trauer und Leid zu weinen an.

Die Bläue wurde aber immer dunkler und dunkler um sie her. Endlich glitt ein leuchtendes Glühen durch die Finsternis, und ein Krachen folgte und wieder ein Glühen.

Und dem armen Dinge verging vor Angst die Besinnung.

Die Wolken barsten rauschend auseinander, und die Wassertropfen fielen nieder.

Blütenstaub stürzte hinab und blieb matt und wund und halb ohnmächtig liegen.

Die Nacht ging hin. Aber sie fühlte einen Stoß und hielt sich nur mühsam an einer glatten Wand fest, um nicht von neuem zu stürzen.

Endlich kam der helle Morgen wieder, sein rötliches Licht schimmerte glanzvoll durch hohe Kristallwände, hinter denen Blütenstaub erwachte.

Sie sah sich neugierig um. Der Regen hatte sie in eine weiße Lilie geschleudert, die in der Nacht vom Sturm geknickt worden war.

Die Lilie, die in ihrer kristallenen Herrlichkeit ihr tausendmal schöner erschien als ihre frühere Heimat, lag vom Stengel abgebrochen am Boden.

Tief in ihrem Kelche lag auf seidenem Bettchen die Elfe der Lilie und war tot.

Blütenstaub stand vor ihr; sie sah die herabhängenden Silberflügel und das Silberkrönchen, und sie dachte an ihre schöne Herrin, die vielleicht jetzt auch tot in dem goldenen Häuschen lag, weil sie niemand hatte, der sie bewachte und die Zacken des Daches schloß, wenn sie schlief.

Weinend ging Blütenstaub fort und setzte sich an den Silberrand des Lilienblattes nieder.

Da kamen bald die Elfen des Gartens geflogen, um ihre tote Schwester zu sehen.

Es waren aber lauter schöne und fremde Blumen, die in dem Garten standen.

Die Elfen wußten nicht, was das für ein kleines, nasses, gelbes Ding war, das da nicht weit von der toten Lilienelfe saß und weinte.



Blütenstaub verstand auch gar nicht die Sprache der vornehmen Elfen, denn die Gurkenblütenelfen hatten eine ganz andere Sprache gehabt.

Die Elfen flogen wieder fort, und Blütenstaub blieb immer noch traurig sitzen, denn sie hatte keine Flügel, um zu fliegen.

Sie blieb bei der toten Elfe im Lilienhaus, und die kristallenen Wände fingen an welk zu werden; sie krümmten sich einwärts zusammen, und Blütenstaub hatte keinen Honig mehr zur Nahrung. Sie trank bloß Tautröpfchen, die auf die welke Lilie fielen.

Einstmals, als die Elfen ein Ballfest hielten, sagte die Elfenkönigin zu einer Freundin:

Es ist heute ein gelehrter Käfer von einer weiten Reise wiedergekehrt. Der hat einen schönen Wagen mitgebracht, aus Grashalmen, mit Fliegen bespannt. Den wollen wir doch fragen, ob er nicht die Sprache des fremden Mädchens versteht, das in der welken Lilie wohnt."

Die Elfenkönigin sandte einen Boten zu dem weitgereisten Käfer und ließ ihn holen.

Er kam auch bald vor die schöne Königin, strich sein rotes Mäntelchen glatt und hielt sein Hütchen in der Hand.

Als er von dem kleinen gelben Jüngferchen hörte, wollte er sie gleich sehen und wurde ganz ungeduldig.

Da führten ihn die Elfen zu der welken Lilie, wo Blütenstaub ein trauriges, einsames Leben führte. Kaum erblickte sie aber den gelehrten Käfer mit dem schönen roten Mantel,

so erkannte sie ihren Bräutigam wieder und fiel beinahe vor Freuden um, denn sie war vom Fasten ganz matt geworden.

Sie erzählte nun all ihr Leid, und wie schlecht es ihr ergangen war.

Er erzählte auch —: daß er sie überall gesucht und daß er einen schönen Wagen mitgebracht habe und auch ihren kleinen Honigkrug, den er gefunden hatte.

Er sagte, nun wolle er sie erst recht heiraten.

In dem schönen Wagen wollte er mit ihr in die weite Welt fahren.

Da war Blütenstaub guter Dinge. Sie vergaß ihre Not. Und die Elfen wurden alle zur Hochzeit geladen.



Tongeister

Er saß manchmal auf dem verwitterten Ecksteine am Haustore. Er saß da und sonnte sich, wenn ihm gar zu kalt wurde drinnen in der kleinen, feuchten Stube, in die nie ein Sonnenblick drang.

Er war ein armer, kleiner, kranker Knabe, und noch dazu ein Waisenknabe, der eigentlich niemandem angehörte auf der weiten Welt.

Als seine Mutter noch lebte, da wohnte sie auch mit in der feuchten Stube bei der alten Frau, und als die Mutter starb — eigentlich am Elende, einer gar schlimmen, ab- und auszehrenden Krankheit — da behielt die alte Frau den Knaben bei sich.

Am Tage saß die Frau mit einem Gemüse- und Obstkram dort oben an der Ecke, und mit den Pfennigen und Groschen, die der Handel abwarf, ernährte sie sich und das arme, fremde Kind und bezahlte die Miete für die feuchte Stube.

Der arme Joseph führte nun ganz gewiß ein gar sehr trauriges Leben, denn die alte Hökerin war, obgleich sie im

Grunde eine Tat der Menschenliebe an dem Jungen erfüllte, eigentlich ein böses Weib, oder doch mindestens eine recht finstere, keifende Alte.

Sie hatte auch schon öfter daran gedacht, den kleinen Joseph fortzutun und ihm im Waisenhause ein Unterkommen zu verschaffen; aber teils hatte sie es immer von einem Tage zum andern verschoben, die nötigen Schritte zu tun, teils mochte die alte Frau auch denken, das Kind leide ja doch auch an dem schlimmen Husten wie seine Mutter und habe auch die seltsam glänzenden Augen und überhaupt ihre Krankheit geerbt, und lohne sich's kaum der Mühe, den armen Wurm erst noch umzuquartieren.

Aber trotz alledem, daß er arm war und krank und verwaist, so weiß ich doch ganz gewiß, daß der arme Junge in seinem Elende ein Glück genoß. Ja ganz gewiß, auch Joseph hatte sein Teil Freude, so wie alles Erschaffene überhaupt, bis auf den kleinsten Wurm und die Kröte im Schlamme, irgend etwas zur Freude hat.

Ich meine nicht die grünen Landkarten, die der Moder an der feuchten Wand des Stübchens gemalt hatte, und die Joseph, wenn er in seinem Bett lag, gar oft schon ganz aufmerksam und mit einer Art von Vergnügen betrachtet hatte, und in denen seine lebendige, krankhaft erregte Phantasie sich die wunderlichsten und verschiedensten Dinge, Flüsse, Seen, Wiesen, Gärten, ja Menschen, Vögel, schöne Schlösser, ganze Märchen, ausmalte.

Nein, Joseph hatte noch eine ganz andre, eine noch viel größere Freude.

Drüben über dem Hof, im ersten Stockwerke, in einem Seitenflügel desselben großen Hauses, in welchem auch die kleine Stube der Hökerin lag, da war ein Fenster mit roten Gardinen behangen. Hinter diesen Gardinen und täglich genau um dieselbe Stunde erklangen süße, liebliche, wunderbare Töne.

Joseph stand am Fenster unten, das blasse, magere Gesichtchen an die trüben Scheiben gelehnt, und sah mit großen, aufleuchtenden, feuchten Augen hinüber, all seine Seele glühte dann in seinen Augen, all sein Wesen atmete, sog, trank begierig diese schwellenden, wogenden, jauchzenden Töne ein.

Wie konnte diese Geige auch singen! Ja, so hatte der arme Waisenjunge auch sein Teil Glück!

Und jeden Tag durfte er an diesem Quell der Töne trinken! Jeden Tag!

Wenn die Sonne über den Dachfirst schaute und mit goldnem Finger über die rote Gardine strich, da nahm dort oben der fremde Mann die Geige aus dem Futteral, dann tanzten sie hervor unter dem gleitenden Bogen, wild, lustig, neckisch, wie Kobolde, oder leis weinend, sehnsüchtig, wie sterbende Blumenelfen, die geliebten Töne. Sie glitten über den breiten Hof und fanden genau den Weg zu dem Ohr des armen, lauschenden Kindes.

Sie strichen über sein Haar, leis wie Westhauch, sie fächelten über die bleiche Stirn, über die zarten Wangen, sie küßten seine Augen, seinen Mund.

War das nicht Glück?

Da stand er und lauschte und horchte. Er meinte, er müsse sie haschen können, haschen wie Schmetterlinge oder Vöglein. Wie mochten sie nur aussehen? Hatten sie Flügel, goldene, irisfarbene Flügel? Oder glichen sie fliegenden Blumen?

So schuf sich seine Phantasie, die Märchen gestaltete aus den Moderflecken der feuchten Wand, allerlei liebliche Gestalten aus den Tönen der Geige.

Allerlei Gestalten, aber alle schön, lieblich, himmlisch, mitleidig; o so viel mitleidiger als Menschen sind!

Am Abend, wenn die alte Hökerin mit ihrem Gemüsekorbe heimgekommen war, ging sie hinüber über den Hof, die Treppe hinauf und trat in das Zimmer, wo die roten Gardinen am Fenster waren.

Dort bekam sie das schwarze Futteral, in welchem die Geige lag, und sie trug es fort, zum Hause hinaus und weit durch die Straßen der Stadt. Hinter ihr ging der Besitzer der Geige, bis sie an ein großes, schönes Haus kamen, dort wartete die alte Frau, gab die Geige ab und bekam dann jedesmal ein kleines Geldstück.

Nach einer halben Stunde kam die Frau dann gewöhnlich wieder heim, und nun bereitete sie die dürftige Abendsuppe für sich und ihr Pflegekind.

Joseph blickte die Alte dann mit einer Art scheuer Ehrfurcht an, sie hatte etwas Geweihtes für ihn, nachdem sie die Geige getragen hatte.

Er fragte auch dann wohl allerlei, wo sich der Herr mit seiner Geige nun befinde und ob er dort darauf spiele, wie drüben.

Aber die alte Frau gab selten eine Antwort; sie sprach überhaupt selten, und dann nur ein kurzes barsches Wort. Die Alltagsnot des Lebens hatte sie rauh und stachlig gemacht, wenn sie auch vielleicht noch tief drinnen nicht ganz verhärtet war. Daran war das Kind gewöhnt. Er dachte dann nur darüber nach, daß jetzt wohl die lieben Töne dort tanzen und singen würden, und wunderte sich, daß sie, wenn sie wirklich bunte Flügel hatten, wie er glaubte, nicht ein Stückchen weiter flögen und zu ihm kämen an sein kleines Bett. Dann getröstete er sich auf morgen, wenn die Sonne über den Dachfirst scheinen würde, und seine Augen leuchteten und glänzten mit jenem überirdischen Glanze, bei dessen Anblick die Menschen weinen und die Engel lächeln.

Es war einmal Winter geworden und so kalt, daß Joseph nie mehr auf dem Ecksteine am Haustor saß, um sich zu sonnen, und im Stübchen war es so kalt, so feuchtkalt, wie man sich die Grabluft denkt.

Der Moder grünte prächtiger als je, und zarte Kristalle flimmerten auf dem feuchten Grunde, die ganze Wand blitzte. Joseph konnte sich zu seinen Märchengärten und Schlössern noch allerhand blitzende Grotten und Berge denken.

Eines Morgens konnte aber die Alte mit ihrem Gemüsekorbe nicht nach der Ecke gehen, sie war krank und blieb in ihrem Bette liegen.

Da hatte Joseph noch schlimmere Zeiten als sonst, und als die Sonne, blaß und schüchtern durch weißes Schneegewölke brechend, über das Dach schien und die rote Gardine streifte,

und als es drüben anfing zu tönen, da durfte er nicht, wie gewöhnlich, sein Gesichtchen an die kalten Scheiben pressen und mit stillem Entzücken lauschen, sondern mußte für die kranke Frau allerlei schaffen und tun.

Und dabei schalt sie fortwährend, denn Joseph war zerstreut und ging herum, wie ein Körper ohne Seele. Diese flog mit den geliebten Tönen frohlockend durch die Lüfte!

Als es Abend wurde und die Stunde kam, wo die Frau gewöhnlich die Geige forttragen mußte, da wurde sie unruhig, rückte auf ihrem Lager hin und her und sah hinauf nach dem Fenster, wo das Licht hinter dem roten Vorhang schimmerte.

Endlich löschte das Licht aus, und bald darauf klopfte es an die Tür der kleinen Stube, in welcher die Obsthökerin wohnte. Joseph ging hin, um zu öffnen, und da stand der Herr mit dem Geigenfutteral. Er fragte, warum die Alte nicht gekommen sei, um seine Geige fortzutragen, und sah sie krank im Bett liegen und hörte sie klagen und jammern, daß sie den Groschen in der schweren Zeit nicht verdienen könne.

Der Herr dachte vielleicht eben darüber nach, wer ihm den Gang statt der alten Frau besorgen könne, als er plötzlich eine leise Berührung an seinem Arm fühlte, und als er umblickte, da stand der kleine Knabe da und sah ihn bittend mit seinen sehnsüchtigen Augen an. Der Mann betrachtete das Kind ein Weilchen, denn es war schön wie ein lichter Engel, der sich auf die dunkle Erde verirrt hatte.

„Wenn ich dürfte, möchte ich wohl die Geige tragen,“ sagte Joseph schüchtern.

„So geh', Joseph," rief die Alte aus ihrem Bett, „geh' und verdiene den Groschen. Aber halt' fest und ruh' auch unterwegs einmal, denn du bist gar schwach!"

Der Herr legte seinen Geigenkasten auf Josephs Arm, und da trug ihn das Kind langsam und feierlich aus dem Hause, als trüge es alle Schätze der Welt.

Es ging durch die kalten Straßen, wo hoher Schnee lag und der Wind pfeifend um die Ecken wehte, aber es fühlte keinen Frost und fühlte nicht, daß seine langen, hellen Haare im Winde flatterten.

Seine Stirne brannte, und seine Wangen wurden rot, sein Herz pochte vor Glück und seine Augen blickten freudig auf die schwarze Hülle, welche die Geige barg.

Endlich kamen beide an ein großes Haus, welches schon von fern aus allen Fenstern glänzte. An einer Tür blieb der Herr stehen, holte ein Silberstück aus der Tasche, welches er dem Knaben gab, und nahm seinen Geigenkasten.

Dann ging er in eine offenstehende Tür, die in einen langen Gang führte. Joseph stand traurig auf der Schwelle, Tränen quollen aus seinen Augen, als er den Kasten aus seinen Armen geben mußte und ihn dann verschwinden sah. Am andern Ende des Ganges öffnete sich eine andere Tür, aus welcher einen Augenblick ein blendender Lichtglanz strömte. Dann war wieder alles still und finster.

Wie gebannt blieb das Kind in dem Gange stehen und lauschte dem verworrenen Geräusch, welches von fernher an sein Ohr schlug.

Dann und wann kamen Leute, die an ihm vorbei gingen und ebenfalls in der zweiten Tür verschwanden.

Die kalte Luft hatte ihn müde gemacht, der scharfe Wind, der in seinen Mund eingedrungen war, machte seine Brust schmerzen, und der schlimme Husten kam, derselbe Husten, der seine verstorbene Mutter gequält hatte.

Er dachte wohl an die alte Frau daheim in der kleinen Stube, er dachte, wie sie harren und wie sie böse sein würde, wenn er nicht käme, und er preßte den Groschen fest in seiner erstarrten Hand, um ihn nicht zu verlieren

Dann kauerte er sich in einen Winkel hin und dachte daran, daß die Geige vielleicht bald da drinnen, wo es so hell und warm war, ihre Töne würde erklingen lassen, daß sie ihn gewiß auch hier finden würden in dem finstern Winkel, wie dort in der kleinen Stube, daß sie zu ihm kommen würden und ihn liebkosen und streicheln und daß er dann auch keinen Frost mehr fühlen würde und kein Weh in seiner Brust. Ach, wenn sie doch bald kämen, es war hier so kalt auf den steinernen Stufen, und seine Brust schmerzte so!

Und während er lauschte und horchte, fielen seine Augen zu, und wie die Geige drinnen ihre Töne auffliegen ließ, da umflatterten sie ihn wohl, aber er hörte nichts, denn er war fest eingeschlafen.

Das kranke Kind schlief lange fort.

Drinnen rauschten fröhliche Klänge, lachten fröhliche Menschen, und die Geige jubelte und sang; ihr klingendes Herzblut goß sie in Strömen aus. Die perlenden Tonwellen schwangen

sich auf, umschlangen ihre Brüder, wirbelten empor, jauchzend und selig, und verschwanden oben zwischen Engelsköpfen und steinernen Rosen.

Dann wurde alles still; die Lichter löschten aus, die fröhlichen Menschengesichter verschwanden und die Türen klappten zu.

Alle waren fortgegangen. Das Theater war aus, nur in dem finstern Gang, hinter der schmalen Tür, die ins Orchester führt, saß noch zusammengekauert ein blasses, schlafendes Kind. Aber plötzlich, die große Uhr zeigte just Mitternacht, da wachte es auf.

Eine Kälte und Steifheit hatte seine armen kleinen Glieder gelähmt, seine Zähne klapperten, und in seiner erstarrten Hand hielt es noch krampfhaft den Groschen, den es am Abend verdient hatte.

Die Tür, hinter welcher er eingeschlafen war, stand jetzt offen, und Joseph sah daraus einen matten Dämmerschein in den Gang fallen. Leise schlich er näher und trat über die Schwelle. Alles war still und öde.

Ein leises Grauen überkam ihn, denn er wußte jetzt, daß man ihn, während er schlief, in dem großen Hause eingeschlossen hatte.

Aber als er aufblickte, da sah er plötzlich eine wunderschöne Frau, die kam auf weißem Roß langsam zwischen grünen Bäumen hergeritten. Ein Mantel aus gewirktem Golde floß von ihrer Schulter, und auf ihrem langwallenden Haar lag ein Kranz von Sternen.

Um sie her schwebten in weitem Bogen Engelgestalten, die Fackeln oder Blumen und Fruchtgewinde trugen.

Joseph sah in das Gesicht der fremden Frau, und da kam es ihm so bekannt und vertraut vor, daß alle Furcht aus seiner Seele schwand.

„Mutter, ach Mutter!" rief er, denn „Mutter" war für die Waise der Inbegriff alles Lieben. — Freundlich lächelnd kam sie näher, ließ den scharlachroten Zügel aus der Hand fallen und glitt auf den Boden nieder. Dann beugte sie sich zu dem Knaben, und ihr warmer Mund hauchte zwei leise Küsse auf seine Augenlider. Die blaue Blume, die sie in der Hand hielt, schwang sie dreimal durch die Luft und rief, daß es weit durch den leeren Raum schallte: „Wacht auf, wacht auf!" —

Da sah Joseph, daß die Engel mit den Fackeln und Kränzen ihre Flügel regten, daß die Fackeln aufglühten und ihr Licht weithin ausgossen, bis hinauf, wo die steinernen Rosen und die Engelsköpfchen von der Deckenwölbung niederschauten.

Die Köpfchen wurden lebendig, sie drängten sich aus den Rosen- und Akanthusblättern mit ihren runden, weißen Gliedern und ihren Flügeln. Da, wo die steinernen Kinder standen und auf ihren krausen Köpfchen und ihren kleinen Händen die schweren Pfeiler trugen, da regte sich's auch; sie reckten und dehnten die steinernen Gliederchen und fühlten auf ihre Köpfe, wo so lange die Last gelegen. Dann schlüpften sie hervor und kletterten leicht und gewandt an den Schnörkeln und Leisten, an den Samtdrapierungen und goldenen Quasten herunter. Ueberall war Leben. Die Kinder und die Engel umarmten

und küßten sich, und dann flogen diese auf ihren weißen Flügeln in die Höhe, und die Kinder hüpften über die leeren Sitze und suchten Aepfel und Blumen auf, die aus den zerrissenen Kränzen herabgefallen waren.

Die schöne Frau wandte sich langsam um und ging nach dem waldigen Hintergrund zurück, wo ihr Zelter stand.

Joseph schlich ihr nach. Gern hätte er den Goldsaum ihres Mantels erfaßt und geküßt, als dieser vor ihm herrauschte, allein er wagte es nicht, seine Hand nach ihm auszustrecken. Endlich stieg sie auf ihr schönes Pferd, welches die weiße Mähne freudig schüttelte, als es seine Herrin wieder auf dem Rücken fühlte.

Dann ritt sie langsam in die grüne Dämmerung hin, noch einmal winkte sie mit der weißen Hand zurück, dann war sie verschwunden.

Joseph sah in die weite, weite Halle vor sich hinaus. Er sah die Engel fliegen, er sah ihre Fackeln Funken sprühen und hörte in der Ferne den Hufschlag des weißen Pferdes verhallen.

Dann sah er, wie die kleinen Gestalten sich lustig und lachend auf die Sitze vor die Notenpulte setzen, wie sie die Instrumente nahmen und darauf zu spielen begannen.

Aber wie wunderbar! Alle Töne, die aus den Instrumenten klangen, waren kleine, sichtbare Wesen, unendlich fein und durchsichtig, aber doch sichtbar.

Aus den Trillern der Klarinette kamen leichte, luftige Gestalten gestiegen; zarte Mädchen in rosafarbigen Duftgewändern, mit Rosaflügeln an den weißen Schultern.

Joseph sah sie hervorquellen, mehr und mehr, mit verschlungenen Händen, er sah sie schwebend davonflattern und trillernd in die Luft steigen.

Und dort, wo der Bogen über die Saiten des Cello streicht, steigen Männlein in langem Bart, mit braunen Gewändern, im langsam feierlichen Schritt aus dem Innern der dunklen Höhlung. Singend im ersten Ton gleiten sie weiter, die Luft hebt sie auf und zieht sie in den Reigen der Tongeister. Die rosigen Mädchen umschlingen sie neckend mit den weißen Armen.

Und dort das Waldhorn mit seinem süß-träumerischen Klang. Sylphen im grünen Gewand mit Laubkränzen im Haar entquellen seinen Tönen, die sich jubelnd in seliger Freude ihren Brüdern zugesellen.

Ist das eine tolle Lust!

Eine Schar ernster Gesellen kommt gravitätisch von den dicken Saiten der Baßgeige herabgestiegen und geht brummend auf der Balustrade hin, die den Bühnenraum vom Orchester trennt.

Unter den Schlägen des Beckens springen klirrend und rasselnd kleine Gestalten mit Helm und Schwert hervor, gerade unter die Baßgeigentöne, die sie kopfüber von dem schmalen Wege herabstoßen, und dann kommt ein Lufthauch und bläst alles zusammen empor, hinein in den wirbelnden Tanz.

Aus jedem Instrumente steigen andere Geister auf, anders nach Gestalt und Bewegung, je nach der Art des Tones, aus denen sie sich gebildet haben.

Endlich öffnet eine kleine, marmorweiße Hand den schwarzen Kasten, in welchem die Geige lag, und dann hört man den Bogen über die Saiten streichen. Ja, so hat sich Joseph die Geigentöne verkörpert gedacht, wie er sie nun aufsteigen sieht. So hat seine Phantasie sie gestaltet, ehe ihm noch die Poesie mit ihrem Kuß die Augen geöffnet und ihn mit ihrer blauen Blume berührt hatte.

Irisbeflügelt, in weiten, weißen Gewändern, Goldreifen in dem wogenden Haar, so schweben sie vor ihm auf, sanft und leise. Der Reigen da oben in der Luft steht still, und die Geigentöne schweben allein süßsingend durch die Lüfte.

Es ist so still. Die Engel halten ein im Flug und ruhen mit ihren Fackeln in den Händen auf den Simsen und Karniesen da oben und lauschen dem süßen Gesang.

Joseph steht auf und breitet seine Arme aus. Ach, sie kommen; sie haben ihren kleinen armen Freund gesehen.

Sie lächeln und winken ihm zu, und er fühlt einen sanftkühlen Hauch, als die schillernden Schwingen seine Stirn berühren. Es flutet so leicht und froh durch seine Adern, wie Genesung und Freiheit. Die Tongeister winken einander zu, wie er so vor ihnen steht mit den verlangenden Augen und sehnsüchtig an den gebundenen Flügeln seiner Seele rüttelt.

Nun lebt die ganze Luft. Alles wirbelt, tanzend und singend, schmetternd und trillernd, durcheinander.

Die Geigentöne gleiten mitten durch die klingende Luft. Ihr Gesang tönt wie leises, verhaltenes Weinen. Ihre weißen Gewänder flimmern wie Lilienblätter in dem bunten Gewühl.

Dann schweben sie nieder und umkreisen das bleiche Gesicht des Menschenkindes, das ihnen so lieb ist.

Und die Schwingen der Seele lösen sich allmählich unter den süßen, lockenden Klängen. Er fühlt schon kein Erdenweh mehr; der Staub fällt von den weißen Flügeln, der sie so schwer und unfähig zum Fliegen machte.

Nun hebt er sie empor; er fühlt sich so ätherleicht!

„Empor, empor! Zum Licht empor!" singen die Tongeister. Das lustige, helle Gewühl verstummt, es wird ernst und feierlich; sie schlingen die Hände ineinander, alle, Paar und Paar, so gleiten sie nieder zu dem sterbenden Kinde.

Noch ein langer, tiefer Atemzug, und die Schwingen sind frei. Ein Engel schwebt zum Himmel auf, und die freundlichen Tongeister schweben ihm nach. Empor, empor, zum Licht empor! — Die Geigentöne hatten ihn umschlungen, sie tragen, sie heben die leichte, lichte Gestalt.

Ade! Ade! weinen sie leise, und er ist entschwunden. Die Erdentöne können dem Engel nicht in die lichte Welt folgen, der er zufliegt.

Andere Töne, die er hier nur ahnte, nehmen ihn dort in Empfang und geleiten ihn in die Heimat aller Harmonien.

Traurig, mit zusammengefalteten Schwingen steigen sie nieder, sie weinen, da ihr Liebling schied.

Dort am Vorhang, wo die gemalten Engel ihre gemalten Fackeln schwingen, liegt eine Gestalt, still und regungslos. — Die Musikinstrumente ruhen in ihren Futteralen, jedes an

seinem Ort, und die Karyatiden tragen geduldig wieder die Pfeiler auf ihren kleinen Köpfen und Händen.

Am folgenden Tage fanden sie den kleinen Knaben tot und kalt auf dem harten Boden liegend. In seinen starren Fingern hielt er noch seinen Groschen, und über seinen schönen Augen waren die weißen Lider geschlossen.



Die Glückserbse

Es war einmal eine Familie, die das Glück besessen, aber verloren hatte. Mann, Frau und Kinder hatten einst gute Tage gesehen. Ein schmuckes Haus und viel blühendes, fruchtbares Land war ihr Eigen gewesen. Aber das Besitztum war verkommen und verfallen. Seit langen Jahren war den Leuten nichts mehr geglückt; Unkraut wucherte auf den Feldern, die Ernten verdarben, das Vieh krankte, das schmucke Haus zerfiel, der Bauer machte schließlich Schulden, und damit war das Elend vollends da.

Von Jahr zu Jahr wurde die Not größer.

Das war aber eigentlich kein Wunder. — In den Bauersleuten steckte kein richtiger Mut. Sie sahen das Verderben daherkommen und meinten, gegen so schlimme Schicksalsungunst helfe kein Kämpfen und Sträuben. Die Zeiten seien eben schlecht und müßten ertragen werden. Später werde das Glück schon zehnfach wiederkommen. Bei der Taufe des ältesten Knaben, der nun auch schon ein erwachsener Bursche war, hatte sich die „Dronde", ein liebliches, zartes, feenhaftes

Wesen, das in den Marschen und Wäldern der Umgegend seit Jahrhunderten sein gespenstiges Wesen trieb, sehen lassen. Während des Taufschmauses war die liebliche Erscheinung herangeschwebt, unhörbar und durch die geschlossene Tür, wie es ihre Art war. Sie hatte ihr geisterblasses Gesichtchen über den Täufling geneigt und die prophetischen Worte gehaucht: „Durch dich kommt das Glück einst noch in dieses Haus!“ Dann war sie verschwunden, ohne eine Taufgabe zu hinterlassen; aber die Weissagung der Dronde galt mehr als das köstlichste Patengeschenk. Jubelnd tranken die Gäste den Eltern zu. Der kleine Kaspar, das Taufkindchen, wanderte in seinem weißen Steckkissen von Arm zu Arm; jeder wollte das Wunderkind, dem die Weissagung der Dronde gegolten, sehen und beschauen. Jeder erwartete, daß es nun Gold und Segen regnen würde um das Kindlein her.

Aber der Spruch der Dronde erfüllte sich nicht so rasch. Der kleine Kaspar wuchs auf wie jedes andere Kind, nur viel verwöhnter und verzogener. Er wurde als etwas ganz Besonderes angesehen; die Geschichte jener Weissagung wurde ihm, sobald er sie zu verstehen vermochte, alle Tage ein paarmal vorerzählt, und er und die Eltern und die ganze Nachbarschaft und Freundschaft warteten nun begierig auf das versprochene Glück.

Währenddessen begann schon der Verfall des hübschen Gütchens. Die Bauersleute hatten vor lauter Erwartung und fröhlicher Hoffnung die Lust an der schweren mühsamen Arbeit, die ihr Stand mit sich brachte, verloren. Jedesmal, wenn die Dronde ein menschliches Heim betreten und eine Weissagung

ausgesprochen hatte, war das Glück in Hülle und Fülle hereingebrochen. Warum sollte man sich nun mühen und plagen, wenn die größte Herrlichkeit der Welt doch so nahe bevorstand?

Aber Jahr und Jahr verging, ohne daß das frohe Taufversprechen sich erfüllte. Fast schien es nun, als wollte die Dronde mit ihrer Gabe warten, bis der kleine Täufling herangewachsen sei. Das war schade, denn dem armen Jungen war durch das viele Geschwätz von der künftigen Herrlichkeit sein einfaches Bauernjungenleben von Grund aus verleidet. Er wollte weder lernen noch spielen, noch arbeiten. Nichts machte ihm Freude, als seine Angehörigen von dem künftigen Glücke reden zu hören oder in einem stillen Winkel zu sitzen und vor sich hinzuträumen. Dabei wurde er immer stiller, mürrischer und verdrossener. Niemals hörte man ihn lachen oder scherzen. Sein grämliches, träges Wesen scheuchte alle seine Altersgenossen von ihm fort, nicht einmal seine Geschwister, von denen bald eine ganze kleine Horde heranwuchs, mochten etwas von ihm wissen.

So ward er zwanzig Jahre alt.

Die Dronde schien ihn wirklich vergessen zu haben, denn — — ach! — — von Glück war auf dem ganzen verkommenen, verwahrlosten Gute nicht ein Hauch zu spüren. Wenn das Elend so fortwuchs, dann gehörte den verarmten Bauersleuten in kurzem überhaupt kein Fußbreit des einstigen blühenden Besitzes mehr.

Und was das schlimmste war: auch die Hoffnung fing allmählich an zu verblassen. Niemand hatte die Dronde in den vergangenen zwanzig Jahren wiedergesehen, vielleicht war das

zarte Geisterwesen überhaupt nicht mehr im Lande; vielleicht hatte sie die Macht nicht mehr, ihr Versprechen zu erfüllen. —

Ein harter, kalter Winter hatte geherrscht, und Hunger und Not hatte den armen Leuten ihr letztes bißchen Fröhlichkeit genommen. Brot und Kartoffeln waren aufgezehrt, und es befand sich nichts Eßbares mehr im Hause, als ein letzter großer Erbsensack, dessen Inhalt zur Aussaat für das kommende Frühjahr bestimmt war.

Aber die hungrigen Magen knurrten, und Leichtsinn und Not wollten nichts von der Sorge um die Zukunft wissen. Als das letzte Brotrindchen aufgezehrt war, beschlossen die Bauersleute, die schönen Saaterbsen ruhig nach und nach zu kochen und zu essen. Der faule Kaspar, der seinen Platz am warmen Ofen sonst nicht gern verließ, nahm eine Schüssel zur Hand und stieg damit auf den Oberboden, um eine Erbsenmahlzeit aus dem vollen Sack herauszunehmen.

Wie jede Arbeit, so tat er auch diese langsam und beschaulich. Wieder und wieder füllte er die Hand im Sack und ließ die goldgelben Erbsen dann fast einzeln aus ihr in die Schüssel rinnen. Als er zum dritten oder vierten Male die Faust in den Sack stecken wollte, fuhr er, von einer leichten kalten Berührung geschreckt, auf einmal zusammen und sah rasch empor.

Ein zartes, geisterbleiches Wesen stand in schwebender Stellung vor ihm, ganz in weiße, feine schleppende Gewänder gehüllt; fast durchsichtig, wie Nebel im Mondschein, war die ganze Erscheinung, und aus dem blassen Gesicht strahlten ein paar merkwürdige Augen, tief traurig, voll überirdischem Ernst und dabei doch voll leider reizender Schelmerei.

„Die Drondel“ durchfuhr es ihn im Augenblick. Ein froher Schreck bannte ihm die Lippen, so daß er keine Silbe zu sprechen vermochte. Die schöne kleine Fee aber nahm mit dem lilienweißen Händchen, leise lächelnd, eine Erbse aus dem geöffneten Sack.

„Da!“ sagte sie und reichte sie ihm, ihn mit freundlichem Blick betrachtend, „du hast gewiß schon geglaubt, ich habe dein vergessen! Aber nein, — nun ist deine Zeit gekommen! Nun kommt das Glück! Diese Erbse wird es dir bringen. Verliere sie nicht! Halte sie fest, denn sie besitzt einen wundertätigen Zauber. Im zeitigen Frühling sollst du sie aussäen; sie wird keimen, grünen, blühen und Früchte tragen, die du sorgsam sammeln mußt, daß du nicht eine verlierst, denn diese ganze ungeteilte Ernte sollst du im darauffolgenden Jahre wiederum säen. Die Früchte dieser zweiten Aussaat säe gleichfalls, und fahre so fort, bis Du die neunte Aussaat in die Erde legst. Diesmal wird dann ein Erbsenstock genau in der Mitte des Feldes stehen, der statt der grünen Hülsen goldene und statt der Körner selten große Perlen trägt, die an Wert nicht ihresgleichen haben und dich zum reichsten Manne des Landes machen. Gib nun wohl acht, Glückskind, daß dir der Schatz nicht entgeht!“

Einen langen, ernsten Blick warf sie ihm noch zu, dann war auf einmal die Stelle, wo sie gestanden, leer. In Kaspars Seele schlugen die Freudenflammen empor. Das war die Erfüllung der langen, langen Sehnsucht! Nun endlich war es da, zum Greifen nah, das schöne, selige Glück.

In kindischer Lust schlug er die Hände zusammen.

Dabei entrollte die Glückserbse, die die Fee ihm gegeben, seinen bebenden Fingern.

Einen Augenblick stand der Bursche wie erstarrt. Dann suchte er auf dem Fußboden; aber er fand sein Kleinod nicht. Deutlich hatte er die Erbse beim Fallen aufschlagen hören, — da sie aber auf der Diele nicht zu sehen war, mußte sie in den Sack zurückgefallen sein.

Aber wie sollte er sie aus diesem nun herausfinden? Er beugte sich mit blutrotem Gesicht über die Oeffnung; die Glückserbse, meinte er in seiner Aufregung, werde sich doch durch irgendein Merkmal von ihren Schwestern unterscheiden. Aber ach, all die Hunderte und Tausende von Erbsen glichen einander aufs Haar; kein noch so angestrengtes Suchen ließ die eine, die wunderbare, finden und erkennen.

Der arme Mensch stand eine ganze Weile wie betäubt, und große, heiße Tränen rannen, ohne daß er es wußte, von seinen Wangen nieder. Gewaltsam suchte er sich dann endlich zu fassen.

War die Glückserbse auch nicht herauszufinden, so war sie doch ganz bestimmt da. Der Sack umschloß sie, so viel stand fest! Wenn er alle Erbsen, die sich im Sacke befanden, in die Erde säte, so war eben auch die Wundererbse dabei, und schließlich kam es doch nur auf ein Stück Mühe und Arbeit mehr heraus, um das Glück zu gewinnen.

Was tat er dann?

Freilich hatte er Mühe und Arbeit bisher nicht geliebt, aber wenn ein so köstlicher Lohn sicher dadurch zu erwerben war, so wollte er schon zeigen, daß auch in seinem schlaffen Körper Kräfte schlummerten.

Mit fröhlichem Mute stieg der sonst so lässige, verträumte Kaspar die Bodentreppe hernieder.

In fliegenden Worten erzählte er den Seinen sein Glück und sein Mißgeschick. Da gab es ein Jubeln und Klagen, ein Wundern und Bedauern, das gar kein Ende nehmen wollte. Groß und klein wollte über die verlorene Glückserbse fast den Kopf verlieren.

Kaspars mutige Fassung steckte aber schließlich auch seine Eltern und Geschwister an. Sie gaben ihm recht, — die Erbse war ja da, wenn auch unter tausend anderen versteckt. Daß man sie überhaupt im Besitz hatte, war doch die Hauptsache.

Natürlich hütete man sich nun, die kostbaren Saaterbsen zu verspeisen.

Kaspar hatte ganz recht; man konnte auch auf andere Weise noch zu täglichem Brot kommen. Auf dem Nachbargute war man mit dem Korndreschen noch nicht fertig; schließlich war es ja auch keine Schande, wenn der Vater und die großen Söhne drüben mithalfen, um sich ein paar Brotgroschen zu verdienen.

Mit der heimlichen Aussicht auf das ganz bestimmt kommende Glück schmeckte überhaupt jede Art von Arbeit ganz anders als früher. Die ganze Familie war auf einmal wie umgewandelt.

Es hieß tüchtig schaffen, wenn man das Gut, das so tief verschuldet war, behalten wollte. Und behalten mußte man's! Auf eigenen Grund und Boden mußte man doch die Glückserbse säen! Da hieß es arbeiten, arbeiten, arbeiten, um wenigstens die dringendsten Gläubiger fürs erste zu befriedigen. Hei,

wie der Kaspar sich da rührte und regte! Mehr als die Arbeit dreier Knechte bekam er fertig, meinte der reiche Bauer, bei dem er sich in Tagelohn verdingt hatte!

Den ganzen Winter hindurch taten die Verarmten auf den Nachbargütern Lohndienste. Als aber der Frühling kam, gab es auf der eigenen Scholle fröhliche Arbeit genug.

Es galt, das beste Stückchen Land, das man besaß, für die Erbsensaat vorzubereiten. Jahrelang war der Boden der Felder verunkrautet gewesen, und es mußte nun von Grund aus vorgegangen werden, um Disteln und Quecken zu entfernen. Seit das Gut der Familie gehörte, waren Pflug und Hacke nicht so angestrengt worden wie in diesem Jahr. Bei all dieser Arbeit war Kaspar der tätigste von allen. Es war, als sei er plötzlich aufgewacht aus langem, schwerem Schlaf und fange nun erst an zu leben. Als er die Erbsen endlich in den wohlvorbereiteten Boden säte, geschah es, daß er sogar bei dem Tagewerk sang. Dabei ließ er die größte Vorsicht walten, daß ja keine Erbse über den Rand des Feldchens hinausfiel und verloren ging; jede einzelne konnte ja die Glückserbse sein.

Und dann vom Tage der Aussaat an, — welche Unruhe, welche fröhliche Ungeduld! Welche Sorge um Wind und Wetter! Drei-, viermal des Tages ging er hinaus auf das Feld, um nach seiner Erbsensaat zu sehen. Dabei mußte er an den anderen Feldern vorüber, und deren verwahrloster Zustand, der ihm früher ganz gleichgültig gewesen, schnitt ihm zum erstenmal ins Herz. Mit Scham und Schrecken sah er, wieviel in allen diesen Jahren versäumt worden, wie weit es gekommen war, und der heiße Wunsch, zu helfen und zu bessern, erwachte in ihm.

Er bat die Nachbarn um Saatkorn, und da er kein Geld hatte, um zu bezahlen, arbeitete er seine Schuld ab. Unermüdlich war er tätig, bald hüben, bald drüben, bald auf fremdem, bald auf eigenem Acker, immer das Hauptaugenmerk auf sein Erbsenfeld richtend. Als seine Erbsensaat keimte und grünte und dann im lustigen Schmucke der zarten, weißen Schmetterlingsblüten stand, kannte seine gute Laune keine Grenzen mehr.

Der mürrische Kaspar war ein flotter, lustiger, junger Bursch geworden, zu Haus und bei seinen Dienstherren beliebt und gern gesehen. Die Dorfleute, die von seinem Geheimnis von der Erbse nichts wußten, meinten, die Dronde habe ihm wohl nun endlich das versprochene Glück geschenkt, und sie zerbrachen sich nur den Kopf, warum er noch so angestrengt arbeitete, wenn er wirklich einen Schatz besaß. Ein Schatz mußte es sein, — woher wäre sonst die Lustigkeit in Kaspars ganzer Familie gekommen? Woher hätten seine Geschwister sonst auf einmal reinliche und bessere Anzüge gehabt? Und weshalb hätte die ganze Gesellschaft sonst immer mit so vergnügtem Einverständnis einander angeblickt?

Ganz sonderbar erschien es den Leuten, daß die Glücklichen von ihrer ausnehmend reichen und schönen Erbsenernte kein Körnchen verkauften, daß sie vielmehr die sorgsam in Säcke gesammelten Erbsen, ohne davon auch nur eine Mahlzeit wegzunehmen, zur Aussaat des nächsten Jahres aufhoben.

Das wurde ein ausnehmend großes und stattliches Erbsenfeld im nächsten Jahr! Und welch eine Ernte! So schöne, große, gleichmäßige Körner hatte man noch gar nicht gesehen. Alle Nachbarn wollten davon kaufen, aber die vergnügten Leut-

chen gaben wieder keine einzige Erbse davon her. Sie brauchten kein Geld; — durch fleißigen Tagelohn in der Nachbarschaft verdienten die erwachsenen Kinder so viel, daß die drückendsten Schulden ganz bequem nach und nach abgezahlt werden konnten. Kartoffeln und Korn waren überdies gut gediehen; im Stall waren ein paar schöne, gesunde Kälbchen zur Welt gekommen, leichten Herzens konnte man es abwarten, bis die neunte Erbsenernte den ersehnten Schatz endlich brachte.

So ging Jahr um Jahr dahin, lauter fröhliche, glückliche Zeit. Die bitteren Lebenssorgen schwanden ganz und gar. Nur die eine Sorge ward von Jahr zu Jahr dringender: wohin, wohin mit dem Ueberfluß der sich bald unglaublich mehrenden Erbsenernten? Bei jeder Aussaat mußte neues Feld hinzugenommen werden, der ganze Gutsboden war bald in ein einziges großes Erbsenfeld verwandelt, und schließlich mußte man ein Stück Nachbarland nach dem andern dazukaufen. Ein Glück, daß man's konnte! Woher das Geld eigentlich immer kam, war fast unbegreiflich. Nie hätte man sich früher träumen lassen, daß mit stetigem, freudigem Fleiß so viel zu erreichen sei.

Sogar ein neues Wohnhaus hatte Kaspar statt des hinfälligen alten zu bauen begonnen. Ein geräumiger Speicher für die Erbsenernten war schon im dritten Sommer nötig geworden. Es ging alles flott und fröhlich vorwärts, bergan, dem kommenden Glück entgegen.

So kam endlich der neunte Sommer heran. Erbsen, Erbsen, wohin man schaute! Solch ein unendliches Stück Erbsenland hatte wohl kaum je ein Bauer besessen. Wie ein grenzenloses, weißgrünliches Spitzentuch lag das Riesenfeld zur

Zeit des Blühens im Lenzsonnenschein. Blüte flatterte neben Blüte. Das mußte ein Erbsensegen werden, der gar nicht abzusehen war, wenn jeder dieser kleinen Blumenschmetterlinge sich zur Frucht gestaltete.

Aber der Erbsensegen war den guten Leuten ja Nebensache. Ihre erwartungsvollen Blicke waren nach der Mitte des Feldes gerichtet, wo die goldenen, perlentragenden Schoten wachsen sollten. Eine Stange mit rotem, flatterndem Tuch an der Spitze bezeichnete die genaue Mitte des Feldes. Tag für Tag stieg Kaspar durch dies fröhlich-rankende Erbsenkraut dorthin, um nach dem ersehnten Segen zu spähen. Seine Aufregung wuchs immer mehr. Schoten, Schoten überall! Große, zarte, strotzende, grüne; — aber goldene nicht!

Der goldene Erbsenstock konnte aber immer noch wachsen; Wunderpflanzen wachsen und reifen vielleicht in einer Nacht, dachte Kaspar. Der Tag der Ernte mußte den Zauberschatz ja bringen! Mit welcher Sehnsucht sah er diesem Tag entgegen!

Und er kam heran, strahlend in Hochsommerglut. Die Erbsen wurden eingeerntet; immer aufs neue fuhren die Wagen nach dem Felde, — der Speicher füllte sich bis zum Rande, im Hofe lag die kostbare Ernte haushoch aufgeschichtet, und immer war das Feld noch nicht leer.

Freilich, die perlentragenden Goldschoten hatte man trotz allen Suchens und Spähens auch heute nicht gefunden. — Es war eine grausame Enttäuschung, aber eine Enttäuschung, die nicht lange währte.

Wo wäre an einem so heißen Arbeitstag die Zeit zum Nachdenken und vollends zum Traurigsein hergekommen? Die

Nachbarn hatten davon gehört, daß der Bauer nun endlich nicht weiter Erbsen säen, sondern seine Riesenernte verkaufen wollte. Von nah und fern waren die Leute gekommen, um Käufe abzuschließen, denn Erbsenkörner von solcher Größe und Schönheit, wie sie auf dem großen Felde gewachsen, hatte noch keiner gesehen. Fuderweis ging die Ernte ab, samt dem Erbsenstroh. Hie und da kam den Verkaufenden die Sorge, die Glückserbse könne sich doch in einem der verkauften Fuder befinden. Aber wer hätte diese unabsehbaren Mengen genau durchsuchen können? Man mußte froh sein, wenn der Ueberfluß, unter dem man fast erstickte, sich in gutes, klingendes Geld verwandelte, das wenigstens keinen Raum einnahm.

Das war ein Staunen, ein Jubeln, als man am Abend die Einnahme überzählte und dazu noch den Gewinn aus den gebliebenen Erbsenvorräten überschlug!

Beinahe reich hatte dieser eine Tag die Armen gemacht!

Aber die Glückserbse, die Erbse aller Erbsen?

Ach ja, freilich, die Glückserbse hatte man nicht gefunden! Man hätte sich darüber grämen müssen. Wozu aber? Es war ja sonst alles so wunderschön. Man hatte keine Not, man hatte die Arbeit gern, man lebte in Freude und Frieden. War das nicht genug? Mochte die Glückserbse doch geblieben sein, wo sie wollte! Wenn das Leben so fortging, brauchte man wirklich keinen Schatz. Die Not würde dann schon fern bleiben für immer! Und so ist es auch geschehen.

Von Jahr zu Jahr wurden die Leute wohlhabender. Alles, was sie angriffen, brachte Segen. Es wurde ein Stück Land nach dem anderen hinzugekauft und ein Vorwerk nach dem

anderen gebaut, bis jedes Kind unter seinem eigenen freundlichen Dache saß. Kaspar übernahm, als der Bauer starb, den alten Hof und lebte dort mit seinem jungen Weibe und seinen schönen Kindern glücklich wie ein König.

„Wissen möchte ich aber doch, wo die Glückserbse eigentlich geblieben ist!" hörte man ihn ja öfter sagen, je älter er ward und je mehr Zeit zum Ausruhen und Nachdenken er fand.

Er mußte lange warten, bis er es erfuhr. Als steinalter Mann stieg er einst auf den Boden des früheren alten Wohnhauses hinan, das längst durch ein größeres, neues ersetzt war und das nur noch als Gesindehaus diente. Es war gestützt und ausgebessert worden, so gut es ging, aber nun schien es doch aus mit ihm zu sein. Ehe er es niederreißen ließ, wollte der alte Bauer noch einmal als guter Hausvater in alle Winkel und Ecken spähen.

Auf der Stelle, wo ihm die Dronde einst die Glückserbse in die Hand gegeben hatte, stand der Alte lange nachdenklich still. Da wehte ihn, wie einst, ein kühler Lufthauch an, und als er aufblickte, sah er die Dronde vor sich stehen, weiß und schemenhaft, wie einst, mit demselben geisterhaften Lächeln.

„Siehst du die Glückserbse?" hauchte sie. „Sie liegt dort unter dem Balken, wohin du sie fallen ließest vor fünfzig Jahren!"

Siedend heiß wallte es da in dem Alten auf. — Er wollte nach der bezeichneten Stelle hinstürzen, um die wunderbare Erbse aufzuheben und sie seinen Kindern zu bringen, aber ein Schwindel faßte ihn, ein seltsamer Taumel. Es ward schwarz vor seinen Augen; erschöpft lehnte er sich an einen Pfosten. Im nächsten Augenblick sank er um und war tot.

So hat niemand die Glückserbse gefunden und ausgesät. Das alte Haus ward später der Erde gleichgemacht, und es ist wohl möglich, daß die Erbse irgendwo im Erdreich ihren Platz fand, wo sie keimen und wachsen konnte. Ob ihre Früchte dann aber weiter ausgesät worden und ob und wo die kostbare Perlenschote vielleicht gewachsen ist, oder ob sie jetzt erst wachsen wird, das weiß niemand!

